

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR
KUNST UND LITTERATUR



JANUAR 1903

HERAUSGEBER ADOLF BRAND
IN CHARLOTTENBURG • •
VERLAG VON MAX SPOHR
IN LEIPZIG • • • • •

MOTTO:

Dort der Galgen, hier die Stricke
Und des Henkers roter Bart,
Volk herum und giftge Blicke —
Nichts ist neu dran meiner Art!
Kenne dies aus hundert Gängen,
Schreis euch lachend ins Gesicht:
Unnütz, unnütz, Mich zu hängen!
Sterben? — Sterben kann Ich nicht!

Bettler ihr! Denn euch zum Neide
Ward Mir, was ihr nie erwerbt:
Zwar Ich leide, zwar Ich leide —
Aber ihr — — ihr sterbt ihr — sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
Bin Ich Atem, Dunst und Licht —
Unnütz, unnütz, Mich zu hängen! —
Sterben? — Sterben kann Ich nicht!

FRIEDRICH NIETZSCHE.

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR, KUNST
UND LITTERATUR

HIERAUSGEBER: ADOLF BRAND o CHARLOTTENBURG.

INHALT:

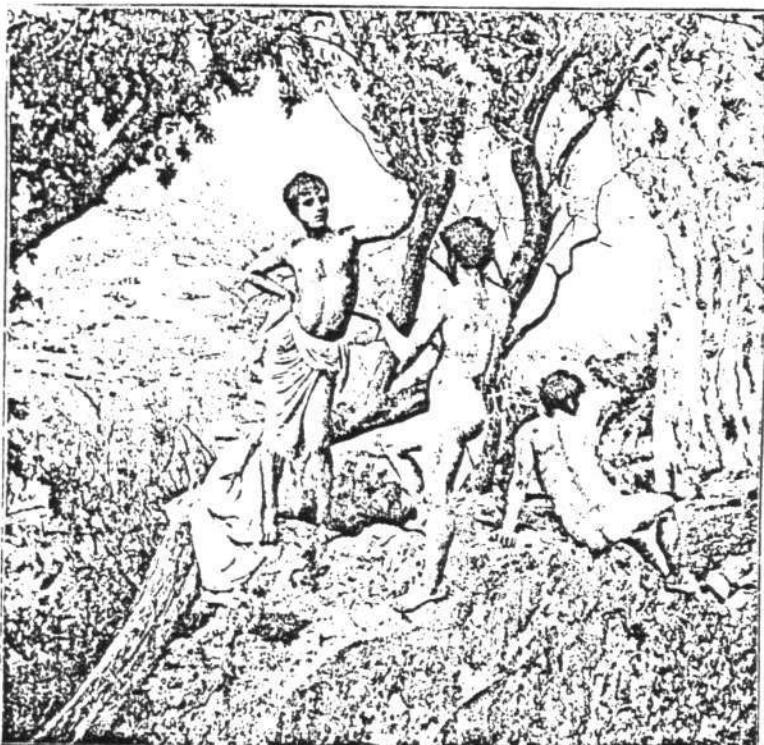
„Motto“ von Friedrich Nietzsche o Seite 3 o „Arkadische Hirten“ von W. von Gloeden Seite 5 o „Zur Wanderfahrt“, Gedicht von Clitus o Seite 5 o „Ein Wort voraus an die Besseren“ von Caesareon o Seite 7 o „Was thust Du für Mich?“, Gedicht von Wulf Schwerdtfeger o Seite 10 o „Alcide“, Kunstblatt, nach einer Photographie aus dem Atelier Böhme, Berlin o Seite 11 o „Der Offiziersposten“, Gedicht von Victor Helling Seite 12 o „Der schöne Jüngling in der bildenden Kunst alter Zeiten“ von Dr. O. Kiefer Seite 13 o „Hermes“, Vignette von der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz o Seite 13 o „Narkissos“, Kunstblatt aus dem Verlag Max Spohr o Seite 21 o „Diskoswerfer“, Schlußvignette von der neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz Seite 26 o „Faun und Jüngling“, von W. von Gloeden o Seite 27 o Der Abend, Gedicht von Adolf Brand o Seite 27 o „Der Stellvertreter“, Gedicht von Carl Wilhelm Geißler o Seite 28 o „Zeus und Ganymedes“, Probeillustration aus „Apulejus: Amor und Psyche“, Verlag: Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig (Preis 6 Mark) o Seite 29 o „Der arme Leilian“ von Arthur Röller o Seite 30 o „Bußtag.“ Gedicht von A. Römer o Seite 43 o „Der Mönch“, Kunstblatt von Dr. Lucian von Römer o Seite 45 o „Männliche Kultur“, von Dr. Eduard von Mayer o Seite 46 o „Wenn Du —“, Gedicht von Max Katte o Seite 60 o „Kopf eines Römerknaben“, aus dem Atelier Böhme, Berlin o Seite 61 o „Der Schopf“, Gedicht von Hadrian o Seite 61 o „Im Garten“, Sonnett von Peter Hamecher o Seite 62 o „Hirten zwischen den Bergen“, Kunstblatt von W. von Gloeden o Seite 63 o „In die Zukunft!“ von Gotanno o Seite 64 o „Entgegnung.“ Gedicht von Paul R. Lehnhardt o Seite 74 o „Narkissos“, zweifarbiges Kopf-Vignette von Hans Kurth o Seite 75 o „An Narkissos“, Necrolog von Caesareon o Seite 75 o „Bücher und Menschen“, von Dr. Kiefer, Paul Vois, Felix Falk und Matthias Blank o Seite 76 o „Unter dem Strich“ o Seite 80 o



JANUAR 1903

Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von 12 Mark für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamthinhalt 50 Druckbogen umfassen wird. Einzelnummern sind für 1.50 Mark zu bezahlen.

VERLAG: MAX SPOHR o LEIPZIG.



ARKADISCHE HIRten

W. VON GLOEDEN

ZUR WANDERFAHRT

Zieh, lieber Eigner, in die Welt hinaus
 Zu weiter Fahrt und wechselvoller Reise,
 Zu milder Segenssaat, zu hartem Strauß,
 Und grüße, — grüße Manchen laut und leise.
 Zieh hin und wirb und halte wacker aus
 Und singe fröhlich deine eigne Weise,
 Bis aufgeweckt vom frohen Widerhalle
 So Berg und Tal im deutschen Lande schalle!

Was uns der Schöpfer selbst ins Herz gelegt,
 Was von der Wiege Flor zur dunklen Bahre
 Sich gottgewollt in unserm Busen regt
 Durch helle Erdenzeit und dunkle Jahre,
 Das künde, wacker Eigner, unentwegt,

Dass jeder Freund und Gegner es erfahre,
 Ob sie es nicht verstehn, ob sie es fassen:
 Du sollst von deiner Weise nimmer lassen!

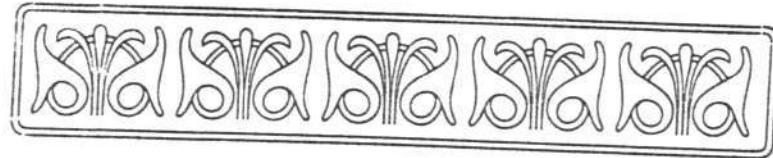
Und wo ein einsam Herz verzweifelt ringt,
 Da bringe Gruss und Trost wie Frühlingsregen;
 Wo uns des Hasses Anathem erklingt,
 Da rufe du ein Segenswort entgegen;
 Was Tag und Zeit in buntem Wechsel bringt,
 Was du gepflückt auf deinen Wanderwegen,
 Das künde deiner lauschenden Gemeine,
 Sub rosa hier und dort in Eros' Haine. —

Zieh hin! Viel Glück zu deiner Wanderfahrt!
 Viel offne Herzen und viel offne Pforten!
 Willkommen sei, was kräftig oder zart
 Du künden magst in Bildern, Reimen, Worten.
 Frisch greif in deine Saiten, lang schon harrt
 Der Freunde Schar im Süden wie im Norden.
 Und bleib dir selber treu auf allen Steigen!
 So, lieber Eigner, sei dir selber eigen! —

Dresden, Sept. 1902.

CLITUS





EIN WORT VORAUS AN DIE BESSEREN *)

O ihr, die ihr das Höchste und Beste
sucht in der Tiefe des Wissens, im Ge-
tümme des Handelns, im Dunkel der Ver-
gangenheit, im Labyrinth der Zukunft,
in den Gräbern oder über den Sternen!
Wisst ihr seinen Namen? den Namen des,
das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit!
Hölderlin Hyperion..

Ich glaube ein großer, feierlicher Morgen ist angebrochen.
Seht wie die erste Röte schon den Tag anzeigt. Nun
wird die Schönheit, die hehre, leuchtende, bald ihren
Einzug halten.

Der Wiederschein der großen Siegerin „Schönheit“ hat
meine arme Menschenseele erleuchtet. Laßt mich ihr ein
Lied singen.

Ich spreche zu euch Besserer, die ihr mit mir voll
Sehnsucht und Wonne des Sieges der Schönheit harrt. Wir
sind die Besserer; ihr wißt es doch? Wir sind die, die
nur die Schönheit lieben, nur lieben um der Schönheit willen.
Wir sind die, die den Namen kennen des, das Eins ist und
Alles, wie Hölderlin singt. Wir wissen „sein Name ist
Schönheit“. Wir hängen ihr an und leben ihr. Die Sehn-
sucht nach Schönheit ist der Leitstern unseres Schaffens und
unseres Liebens.

Wie haben sie alle versucht an uns zu drehen und zu

*) Vorwort zu einer, unter dem Titel „Sein Name ist Schönheit“ dem-
nächst erscheinenden Arbeit des Verfassers.

deuteln und uns herzlichst mißzuverstehen. Sie konnten es
nicht fassen, woher wir kamen, wohin wir gehen wollten.
Sie konnten unsere Seele nicht fassen, sie, die alles zerlegen,
analysieren, einschachteln und rubrizieren. Ja freilich für
jene Sehnsuchtsarmen taugte unser Sehnen nicht. Vielleicht
auch hatten sie Angst vor uns. Immer, wenn die Sehnsucht
nach reinster Schönheit sich regte, sich erhob, sich auf-
schwang zur ragenden Höhe des Siegers und Triumphators,
war es um ihren Schachtelgeist, um ihre Krämerseelen ge-
schehen.

So war es in Griechenland — einst, einst! o ihr
Heiligen von damals, zürnt mir nicht, daß ich euch anrufe —,
so war es auch in Rom. Erst müssen wir, wir Schönheits-
freudigen, das Panier ergreifen, ehe die Sonne der Kultur
auf Mittagshöhe steht.

Wir waren die Gerechten, wir waren immer die Sieger.
Wir werden auch diesmal die Sieger sein. Vor der Schön-
heit werden sie — die Anderen — ihre Waffen strecken.

Es gibt nur eine Schönheit, ohne Unterabteilungen und
Zwischenstufen. Schönheit ist: Schönheit, ist das Letzte,
das Höchste, die Vollendung.

Die Schönheit kennt nur ein Gesetz — ihr eigenes —,
das von ihr gegebene. Wie eine Flamme ist es, das Gesetz
der Schönheit, leuchtend und glühend, alles überflutend mit
einem Meere von Licht und Glanz. Die aber, die ihr zu
nahe kommen, die mit ihren garstigen Fingern sie ein-
dämmen wollen, versengt sie. Sie blendet ihre Augen und
verdorrt ihren Geist.

Die Besserer aber, die dem Sonnenaufgange mit offenen,
freudigen Augen entgegensehen, werden sich die Hände
fassen und eine Kette der Glückseligen bilden. Sie alle
sind eins: sie lieben die Schönheit. Keiner wird den anderen
fragen: was liebst du, wen und wie liebst du? Nur die
„Schönheit“ lieben sie, die Schönheit wie und wo sie
sich zeigt.

Dann, wenn sie alle eins sind, werden diese die Gesetze
geben: neue Gesetze, diktiert von der einzige gerechten

Richterin „Liebe“, Liebe zur Schönheit und zu den Menschen. Und Einer, ein Großer, wird vor die anderen hintreten, die so lange dem Rechte den Weg versperrtten und also wird er sagen: „Eure Zeit ist zu Ende. Der Glanz des neuen Tages hat eure Gesetze verblichen. Eure Tafeln sind zerbrochen. Ihr spracht von der Schuld, und wußtet nicht, was ihr richtetet. Euer Gesetz, sagtet ihr, sei die Gerechtigkeit. Ich aber sage euch, die wahre Richterin ist die Menschenliebe. Die kanntet ihr nicht. Darum fehlte eurem Spruche die Gerechtigkeit. Unser Gesetz heißt Menschenliebe!“

Seht! wie nun von Manchem, den ihr Sünder nanntet, die Schleier der Schuld wie Nebel fallen.“

— — — — — — — — — — — — —

Seht hin Freund! O seht ihrs nicht? Der Morgen steigt herauf. Die ersten Strahlen tauchen empor und erwärmen unsere Seelen und ermutigen uns zum Kampfe und zur Freude.

Seid voll Hoffnung!

CAESAREON



„WAS THUST DU FÜR MICH?“

Nun hab ich Dir alles gegeben
und Welten und Sterne geschenkt,
nun hab ich mein eigenstes Leben
in dem Meer meiner Liebe ertränkt.

Du kamst im Bettlergewande —
nun strahlst Du in blendender Pracht,
Ich hab aus dem frierenden Bäumchen
Einen blühenden Frühling gemacht.

Ich gab meine ganze Seele
und all meinen Stolz für Dich! —

— — — — —

Jetzt steh ich vor Dir als ein Bettler...
Nun rede: Was thust Du für mich?

WULF SCHWERDTFEGER.





ALCIDE
AUS DEM ATELIER BÖHME, BERLIN

DER OFFIZIERSPOSTEN

Mit der scheidenden Sonne letztem Strahl
Marschierten die Truppen hinaus zum Tal.

Wo das letzte sinkende Feuer brennt,
Da steht der Jüngste vom Regiment.

Ein weisses Gesicht, ein blonder Flaum,
Dem Knabenalter entwachsen kaum.

Er schaut in das schweigende Dunkel der Nacht.
Der jüngste Leutnant hält die Wacht.

Am Feuer da lagert manch bärtiger Mann
Und Zote und Zote wird abgetan.

Der Leutnant steht und denkt zurück
An seinen Freund, den er ließ im Glück.

An seinen Freund, wie er so jung —
Eine holde süße Erinnerung.

Die Nacht ist still. Der Feind kommt sacht.
Der jüngste Leutnant hält die Wacht.

VICTOR HELLING





DER SCHÖNE JÜNGLING IN DER BILDENDEN KUNST ALLER ZEITEN

I.

IM ALTERTUM



Während man heutzutage in der Kunst glücklich wieder zu einer einseitigen Berücksichtigung der Weiberschönheit gekommen ist, die nur in der romantischen Weiberverhimmung der Minnesänger ihr Pendant findet, wußten die alten Hellenen, jenes Volk, bei dem überhaupt zum ersten Mal in der Geschichte von der Darstellung der schlanken Menschen die Rede sein kann, sehr wohl, was später

ein Winkelmann, ein Schopenhauer ausgesprochen haben, daß, absolut betrachtet, der Jüngling und nicht das Weib den vollendetsten Typus menschlicher Schönheit repräsentiert, und beachteten dementsprechend in ihren größten Kunstwerken vorzugsweise die Jünglingsschönheit. Diese Erscheinung war nur möglich in einem Zeitalter, als jene idealen Liebesbündnisse zwischen Mann und Jüngling, die man heute so

wenig versteht, nicht nur allgemein anerkannt und geachtet, nein, als sie für das Menschenwürdigste, für die wahrhaft kulturtragenden Stützen eines freien, für edle Sinnenfreude und Schönheitsreligion begeisterten Volkes galten! Mit dem Sieg der düstern Asketenreligion verlor die Welt den Sinn für die wahrhaft erlösende Religion der Schönheit, sah sie es für sündhaft an, den nackten Menschen, vollends den nackten Jüngling für die herrlichste Blüte der Welt zu erklären und seine Schönheit in Marmor und Farbe zu preisen! . . .

Die Renaissance, jenes Erwachen der Welt aus dem Schlaf einseitig moralischer Weltverachtung und Weltflucht, war wie ein Läuten zu den Schönheitstempeln versunkener Welten an die Ohren der dumpfen Schläfer gedrungen; ganz ist die Sonne des neuen Weltfeiertags immer noch nicht aufgegangen, auch heute nicht; denn haben wir gleich mit vielen Flausen „christlicher“ Herkunft aufgeräumt, immer noch ist das Weib der brüinstig umlagerte Altar dumpfer Sinnenmenschen mit philiströsen Krämerseelen, die nicht die ewige Schönheit anbeten in der freien Genossin, sondern tierhaft dumpf den Trieb befriedigen wollen an der durch Priestersprüchlein ihnen zur Sklavin überlieferten Magd . . . und der glühende Anbeter auch derjenigen Schöne, die sich im jugendlichen Manneskörper darbietet, gilt vollends für verachtet oder bestenfalls für krank!

Wenn es im Folgenden trotzdem unternommen werden soll, den Spuren der Jünglingsschönheit nachzugehen in der bildenden Kunst, so geschieht dies jenem „dritten Reich“ zu Ehren, dessen herrlichen Sonnenglanz wir alle, die wir die Schönheit anbeten, ahnen, mögen wir auch gleich seinen Einzug nicht mehr erleben!

Von der Vorstellung lebenswahrer Menschen- und darum - auch Jünglingsschönheit kann in der altklassischen Kunst erst die Rede sein, als diese eine Höhe erkommen hatte, die sie zu derartigen Werken befähigte. Niemand wird wenigstens behaupten wollen, daß die schüchternen Versuche der altägyptischen Kunst mit dem Thema Mensch

fertig zu werden, wirklich der Sache auch nur annähernd gerecht wurden. Die Wirklichkeit ist zu tief, zu vielseitig, als daß eine naive Kunstepoche ohne weiteres mit ihr fertig würde! Nicht anders muß unser Urteil über die althellenische („mykenische“) Kunst lauten. Auch die sog. archaische Kunst mit ihren starren Zügen und engbegrenzten Typen kann uns noch kaum interessieren, höchstens insofern, als diese Epoche bei den Doriern bezeichnenderweise¹⁾ am ersten die Freude an der Darstellung nackter Jünglingsgestalten offenbart. Die altattische Plastik bevorzugt mehr weibliche Gestalten. In den fortgeschritteneren Zeiten der Perserkriege war es wiederum der dorische Stamm, den die Jünglingsschönheit zu Kunstwerken reizte. Das Meisterwerk dieser Richtung ist die Giebelausfüllung des Athenetempels in Ägina; alle, bis auf die bekleidete Athene, kräftige meist nackte Jünglings- oder Männergestalten, die bereits deutlich den Zug der Entwicklung zum Athletentypus der kommenden Zeit ahnen lassen. Auf ähnlichen Bahnen wandelten die benachbarten Meister von Sikyon, die trefflich erhaltene Erzstatue von Piombino liefert dafür ein hübsches Zeugnis. Wie mächtig diese Leistung, der die Zukunft gehörte, war, lehrt ihr Einfluß auf die attische Kunst. An die Stelle der „jonischen Rokokofrau“ trat die nackte Männergestalt; die Gruppe der Tyrannenmörder, die bereits eine sehr bewegungsfrei gewordene Behandlung erkennen läßt, ist das beste erhaltene Werk dieser Periode des attischen Archaismus. Im Laufe der weiteren Entwicklung begegnet uns zunächst wieder ein gewaltiges Werk dorischer Kunst, der Zeustempel in Olympia; die Jünglings- und Männergestalten in den Giebeln dieses Heiligtums haben sich bereits wieder um ein gutes Stück von der archaischen Herbheit entfernt, die geschmeidigen Glieder sind fleischig geworden, alle atmen einen glücklichen Realismus. Der Gegensatz zwischen den ungelungenen Centauren, deren einer sogar einen schönen

¹⁾ Wenn man bedenkt, daß der dorische Stamm die erste und vollkommenste öffentliche Regelung der Jünglingsliebe zeigt, darf die oben genannte Erscheinung kaum verwundern.

Knaben wegschleppen will, und den schlanken sich geschickt wehrenden Menschen ist lebendig dargestellt, soweit dies die erhaltenen Trümmer noch erkennen lassen. Reizende Jünglingsgestalten jener Zeit sind auch der sog. Eros Soranzo, eine schlanke Gestalt mit dem frei nach oben gewendeten Blick und den schönen Locken, ferner der mit Recht berühmte kapitolinische Dornauszieher, ein gereifter Knabe mit äußerst schlanken geschmeidigen Gliedern, auf einem Felsblock sitzend und aus dem linken Fuß, der auf dem rechten Knie ruht, einen wohl beim Wettkampf eingedrungenen Dorn herausziehend. Wir haben es hier anscheinend mit einer für Olympia bestimmten Ehrenstatue eines jugendlichen Siegers im Wettkampf zu thun; ähnlichen Veranlassungen verdanken wir bekanntlich auch die herrlichen Siegeslieder Pindars! Unser Dornauszieher, der einmal geschaffen, wie so oft in der antiken Kunst, zu einem genrehaften Vorwurf für unzählige, meist nicht bessere Nachahmer wurde, zeigt in der Behandlung der Haare altägyptische Züge, die in eigenem Widerspruch zu der sonst so lebenstreuen fortschrittlichen Gesamtauffassung stehen.

In der nun folgenden Zeit ragen als Schilderer des Jünglingsideals zwei Meister hervor, die man mit Recht als die Vollender der „dorischen Schule“, jener ja vor allem die jugendliche Mannesschönheit verherrlichenden Richtung, bezeichnen kann: Myron und Polyklet; jener, am besten für uns durch seinen „Diskoswerfer“ vertreten, zeichnet sich aus durch äußerste Lebendigkeit und Kühnheit der Stellungen und Geschmack für Zartheit der Linien besonders im Profil des Gesichts, während sein Zeitgenosse Polyklet, vertreten durch seinen „Kyniskos“, der sich den Siegerkranz auf das geneigte Haupt aufsetzen will, und seinen berühmten „Doryphorus“, bestrebt ist, seine Kunst der Jünglingsverherrlichung einem gewissen, für ihn bezeichnend gewordenen Typus zu nähern, über den er eine Schrift („Kanon“) geschrieben hat. Sein Ideal ist ein fester, beinahe gedrungener Körperbau mit breitem, echt dorischen, etwas derben Kopf, weniger feinen als kraftvollen Gesichtszügen, die Gestalt in der maßvollen

Bewegung einer Schreitstellung, bei der die Last des Körpers fast nur auf dem festauftretenden Bein ruht, während das andere Bein nachgezogen wird. Was ihn zu einem der bezeichnendsten Künstler echt hellenischen Geistes macht, ist die ruhige, abgemessene Haltung seiner dem „Reinmenschlichen“ entlehnten Motive. Aus den Tagen des Myron und Polyklet stammt auch die einzige schöne „Idolinostatue“, einen 14—16jährigen, feingliedrigen Knaben darstellend, dessen vorgestreckte rechte Hand eine Opferschale hielt. Die Haarbehandlung und das prachtvolle Profil verrät Myronischen Einfluß; man schreibt das herrliche Kunstwerk dem Sohne Myrons, Lykios, zu, der auch durch andere Darstellungen des reifen Knabenalters einen bekannten Namen besitzt. Diesem Künstler standen zur Seite mit ähnlichen Bestrebungen Styppax mit einem „Eingeweideröster“, der nicht mehr erhalten ist und Strongylion, dessen ebenfalls nicht mehr erhaltene Knabenstatue von Brutus bewundert war. Die gleichzeitige attische Kunst war vom Stern des Phidias bestrahlt. Dieser geniale, vielseitige Meister schuf in seiner Jugend die Statue seines im Wettkampfe siegreichen Lieblings Antalkas; unter seinen Meisterwerken interessieren uns hier nur die vollendeten Jünglings- und Männergestalten in den Metopen und Giebelgruppen des Parthenon. Von diesen sind einige noch ziemlich gut erhalten und atmen ein geradezu feuriges Leben, eine beinahe unübertragliche Beherrschung der Natur. Wenn ja auch viele dieser Figuren im einzelnen nur von Schülern des großen Meisters ausgearbeitet wurden, so stammt doch die Komposition, der die Form belebende Geist, vom Meister selbst, der übrigens auch ein guter Lehrer war, wie die vielen dem „Kreis des Phidias“ entstammenden Werke beweisen; vor allem entzücken uns die erhaltenen Marmorreliefs dieser Richtung, wie das Orpheusrelief und das in Eleusis gefundene Triptolemosrelief mit der anmutigen Gestalt des Knaben Triptolemos. Jedenfalls waren auf den sehr zahlreichen jetzt wieder neu aufblühenden Grabreliefs dieser Zeit häufig auch jugendliche Lieblinge dargestellt, die die unerbittliche Moira in den Hades gerufen hatte, wenn auch

fast nichts derart erhalten ist. Der originellste Schüler des Phidias, Alcamenes, hat wahrscheinlich die Statue des Diskoswerfers im Vatikan geschaffen, ein Kunstwerk, das entgegengesetzt dem gleichnamigen des Myron den Schwerpunkt auf die Darstellung der geistigen Tätigkeit verlegt; verwandt mit diesem Werk ist sicher der sogenannte Ares Borghese, ein Jüngling mit anmutigen Formen und für einen Kriegsgott entschieden zu verträumtem Gesichtsausdruck.

Die nun folgende Zeit bis auf Skopas und Praxiteles ist arm an originellen Künstlern, noch ärmer an Werken, die uns einigermaßen gut erhalten sind. Es vollzog sich in ihr langsam der Umschwung von der Darstellung ernster Erhabenheit, die fast alle Künstler vor dem peloponnesischen Kriege gemeinsam auszeichnet, zur Wiedergabe heiterer, empfindungsreicher Anmut und gesteigerten Innenlebens. Gerade letzteres zeichnet des Skopas Schöpfungen vor denjenigen seiner Vorgänger überraschend aus; die Richtigkeit des Satzes der Anthologie, daß Skopas „dem Marmor Seele verliehen hat“, läßt sich auch aus den uns hier interessierenden Darstellungen männlicher Schönheit dieses Künstlers erkennen: schon sein uns erhaltener Kopf eines jugendlichen Herakles (gefunden in Genzano) mit leidenschaftlichem Ausdruck, halboffenem Mund undträumerischem Blick beweist dies, mehr noch der Meleagerkopf der Villa Medici und die Statue des „in Liebesträume versunkenen“ Ares Ludovisi; das Gemütsleben, „die Seele“, ist es in erster Linie, was Skopas, vielleicht zum ersten Mal in der antiken Plastik, deutlich begonnen hat darzustellen. Sein Zeitgenosse Praxiteles ist so recht der Darsteller „der geheimnisvollen Reize des Jünglingsalters, welches in unbestimmter Sehnsucht hinräumt“ und wäre ohne die Annahme, daß er so recht mit dem Empfinden durchtränkt war, das die Griechen mit dem edlen Namen *παιδεραστία* bezeichnen, eine unverständliche Erscheinung. Die neueren Kunstschriftsteller wissen das recht wohl, wenn sie etwas verschämt von den beinahe „zwitterhaften Formen“ seiner männlichen Statuen, „in denen die beiden Geschlechtern eigentümlichen Vorzüge geschickt vereint sind“, reden, wenn auch unsere bigotte

Kultur es verbietet, die an sich höchst natürliche Sache mit dem richtigen Namen zu benennen! Doch sehen wir davon ab und erfreuen uns an den verhältnismäßig gut und reichlich erhaltenen herrlichen Meisterwerken dieses einzigartigen Poeten der Jünglingsschönheit; unter seinen Jugendwerken fällt uns auf der einschenkende Satyr, ein schlanker, geschmeidiger Knabe, dessen Schöpfer, wie Collignon sehr richtig sagt, „in alles, was Anmut der Formen und jugendlichen Reiz besitzt, wahrhaft verliebt ist;“ dann gedenken wir seiner berühmten und vielfach kopierten Erosstatuen, von denen die von Thespiae — ein Knabe, der sich mit der linken Hand auf den Bogen stützt und dessen Rechte gesenkt war, sein leicht geneigter Kopf mit verschlossenem Gesichtsausdruck — in einer Kopie des Neapeler Museums und einem Torso, dem mit Recht berühmten von Centocelle mit dem fast träumerischen Gesichtsausdruck uns überliefert ist; eine andere Erosstatue hat Praxiteles für die Stadt Parion geschaffen, möglicherweise ist die uns erhaltene Statue, genannt „der borghesische Genius“ eine Kopie desselben, wenn auch sicherlich das Original etwas geschmeidigere Formen zeigte, wie es uns eine auf Parion gefundene Münze ahnen läßt; die dritte Erosstatue dieses Meisters, nur bekannt nach einer schwülstigen Beschreibung des Kallistratos, könnte vielleicht dem bekannten „Eros Farnese“ als Vorbild gedient haben, wenigstens erinnert die zarte Anmut dieses feingliedrigen Knaben, sein liebliches Gesicht und die ganze Körperhaltung entschieden an den athenischen Meister. Die bekannteste Darstellung jugendlich männlicher Schönheit durch Praxiteles Kunst ist der in einigen guten Repliken überlieferte Appollon Sauroktonos, ein eben manbar gewordener Jüngling, in zwangloser Haltung an einen Baumstamm gelehnt, mit einem Pfeil in der Rechten auf eine an dem Stamme heraufkriechende Eidechse lauernd. Über die etwaige „Bedeutung“ dieser Darstellung des Gottes können sich nur die streiten, die nicht begreifen, daß es den Künstler nicht reizt, irgend eine „Idee“ darzustellen, sondern daß ein schöner lebender Mensch mit seinen bestrickenden

Formen in einer möglichst die Reize seiner Gestalt zur Geltung bringenden Stellung durch den Meißel des Praxiteles gleichsam verewigt werden sollte; daß er dieses Werk dann Apollon taufte, wird wohl nicht viel andere Gründe gehabt haben, als wenn ein Meister der Renaissance seine schönen Menschen Christus oder Maria benannte! Dem eben genannten Werke Praxitelescher Kunst verwandt ist die in zahlreichen Kopien vorhandene Statue des „ausruhenden Satyrs“, deren beste wohl der im Louvre befindliche Torso ist; diese Statue, „ein vollendetes Bild süßen Nichtsthuns“ weist noch zartere, weichere Töne auf wie die vorige; der erwähnte Torso besonders hat die Übergänge von den Hüften zu den Schenkeln mit einer unnachahmlichen Weichheit wiedergegeben, während die in der Villa Hadrians gefundene, jetzt im kapitolinischen Museum befindliche Kopie vor allem das kecke Schelmengesicht gut darstellt. Außer diesen leider nicht im Original erhaltenen Werken besitzen wir seit 1877 den Originaltarso des Praxiteleschen Hermes von Olympia! Es ist die bekannte Darstellung des jugendlichen Gottes, der auf seiner Linken den nach ihm strebenden Dionysosknaben trägt; die Arbeit zeigt eine geradezu bewunderungswürdige Wiedergabe schlanker männlicher Schönheit, mit allen Nuancen und einer Elastizität, die ein einzigartiges Spiel der über den Marmor hingleitenden Schatten verursacht: der edle Kopf mit seinem unmerklich lächelnden Gesicht, seinem dichten kurzlockigen Haar ist für sich schon allein ein Meisterwerk allerersten Ranges. Möglicherweise ist der sogenannte belvederische Antinous (Hermes) der viele verwandte Züge mit dem oben besprochenen Kunstwerk zeigt, auch eine Nachbildung eines unbekannten Praxiteleschen Vorbildes, oder gehört doch dem Kreise des Praxiteles an. Daß eine solche Erscheinung wie dieser Künstler eine lange Reihe von Nachwirkungen in Schülern und Nachahmern hervorruft, ist verständlich: so besitzen wir denn gerade an Verherrlichungen jugendlicher Manneschöne eine Anzahl Werke, die von dem großen Athener wesentlich beeinflußt sind; in erster Linie erinnern wir uns



NARCISSOS

der schönen Ganymedesgruppe des Leochares, die in einer guten Marmorkopie überliefert ist: Das Werk, schon von Plinius warm gelobt, stellt den Moment dar, da der Adler des Zeus eben mit seiner süßen Last gen Himmel sich erhebt, die Flügel mächtig ausgebreitet, den Schnabel wie zu einem Triumphschrei geöffnet; der Körper des noch zarten Hirtenknaben in seiner köstlichen Nacktheit atmet ein frisches Leben, erstaunlich ist die bisher noch nie versuchte Wiedergabe des Hinaufschwebens, eine plastische Kühnheit ohne gleichen! Demselben Künstler schreibt man heute auch den weitbekannten Apollo von Belvedere zu, den Winkelmann etwas übermäßig gelobt, später ohne Grund getadelt habe und der mit seinen überaus schlanken glatten Formen sich neben den besten antiken Darstellungen der Jünglingsschönheit wohl sehen lassen kann.

Ein nicht minder gutes, wenn auch weniger bekanntes Werk dieser Zeit ist der Dionysos des Euphranor, von dem wohl die in Tivoli gefundene Marmorstatue eine gute Kopie ist; die fast mädchenhafte Zartheit seiner Glieder und das Seelenvolle im Gesichtsausdruck weist mit Entschiedenheit auf den Einfluß der jungattischen Schule hin. Dann gehört hierher die im Original erhaltene Statue des Hypnos (Schlafgott), wie er sich mit leichtgesenktem Kopf naht, um aus einem Horne Mohnsaft zu träufeln; der zarte Jünglingskörper erinnert in der Anmut seiner Formen an den Apollon Sauroktonos; ihm zur Seite zu stellen sind zwei knieende Jünglingsstatuen („von Subiaco“ und sog. „Ilioneus“), in ihrer jugendlichen Schönheit reizende Wiedergaben des eben gereiften Knabentalters. Man wird bei diesen Werken unwillkürlich an die Knabengestalten der bis heute noch nicht bestimmt „eingeschachtelten“ Niobegruppe erinnert, die möglicherweise auch in diese Zeit fällt.

Zur selben Zeit erfreute sich auch die peloponnesische Kunst, die lange nur von Traditionen gezehrt hatte, wieder eines durchaus originellen Künstlers, des Lysippos; von ihm besitzen wir den sog. „Apoxyomenos“, der in einer guten Marmorkopie überliefert ist; er stellt einen durchaus indivi-

duell aufgefaßten Athleten dar, der sich nach dem Ringkampf mit dem Schabeisen vom Staub und Öl reinigt; das Werk unterscheidet sich von den früheren Athletentypen rühmlich durch die schlankeren, hager gewordenen Glieder, den kleineren, viel ausdrucksvolleren Kopf mit freierer Haarbehandlung, kurzum durch die größere Natürlichkeit, über die Lysipp selber gesagt haben soll, „er habe die Menschen so gebildet, wie sie uns erscheinen“. Echt lysippisch ist auch die schöne Erzstatue des „ausruhenden Hermes“ in Neapel. Auch dies Werk zeigt alle die geschmeidigeren Formen, die den Jünglingstypus aus den Zeiten Alexanders des Großen von dem robusteren, ungeschlachteren Dorier des 5. Jahrhunderts so wesentlich unterscheiden. Dem Lysipp zugeschrieben wird auch das Original eines im kapitolinischen Museum befindlichen bogenspannenden Flügelknaben, ein kleines, feines Büschchen, das bereits an den Erostypus späterer Zeiten gemahnt. Die sonst bekannten Werke Lysipps sind meist dem zum Manne ausgereiften Heraklestypus gewidmet und der Verherrlichung Alexanders.

Die große neuschöpferische Kunst war mit Lysipp beendet; was die griechische Plastik nachher noch leistete, darf, so bedeutend wie z. B. die pergamonische Monumentalkunst auch ist, nicht als originelle Geniekunst betrachtet, sondern muß als wohlberechnete Anwendung dessen, was die großen Meister gefunden hatten, verstanden werden. Zu den geschickten Nachahmern Lysipps gehört u. a. sein Sohn Boethos, der Schöpfer des betenden Knaben, der uns in der berühmten Berliner Erzstatue in Kopie überliefert ist. Einen weniger ernsten Knabentypus giebt der reizende flötenspielende Satyr des Louvre wieder; dieser Knabe ist ein zartes Büschchen mit mutwilligem Ausdruck und überaus liebreibenden weichen Formen, die an Praxiteles erinnern. Noch näher steht der Art dieses Meisters der sogenannte Narciß, eine in Pompeji gefundene Bronzestatuette, wahrscheinlich den Dionysos im Spiel mit dem (weggelassenen) Panther darstellend.

Unter den nichtattischen Kunstrichtungen ragen in jener

Zeit des Hellenismus vor allem die Pergamonische und Rhodische Schule hervor. Jene, durch die Attaliden — gleichwie viel später in Florenz die Renaissancemeister durch die Medizäer — gehegt und unterstützt, wird uns am besten verkörpert durch die sehr naturalistischen mit packendem Pathos gegebenen verschiedenen Darstellungen aus dem Galaterkriege (sterbender Galater, toter Galater u. s. w.); in ihrer späteren Entwicklung schuf diese Richtung den prunkvollen Riesenaltar auf der Burg in Pergamon, dessen Unterbau der berühmte Gigantenkampffries zierte.

Das Werk ist gerade wegen seiner Behandlung unverhüllter Jünglings- und Mannesschönheit eines der imponierendsten klassischer Zeit, eine Symphonie, die sowohl die ernstpathetischen Töne eines Skopas, als auch die lebendige Formensprache eines Praxiteles in gewaltiger Weise miteinander verbindet. Die Rhodische Schule hat u. a. die Laokoongruppe geschaffen, an der uns hier vor allem die beiden meisterlichen Knabenkörper interessieren; an ihnen wie an der ganzen Gruppe fällt vor allem die anatomisch genaue Kenntnis des menschlichen Körpers auf und die bewußt auf Rührung berechnete Wiedergabe. Unter den übrigen Werken hellenistischer Zeit mag noch genannt werden die Marmorstatue des jungen Satyr mit den Bacchusknaben; wenn auch die Mischung dreier älterer Motive dem Ganzen den Eindruck des unkünstlerisch Überladenen verleiht, so wollen wir uns doch der eleganten Wiedergabe des überaus schlanken feingliedrigen Jünglingskörpers erfreuen, der ein interessantes derbes Gegenstück im sogenannten „barberinischen Faun“ findet, einem derbmuskulösen „Lümmler“, der vom Schlaf übermannt auf einem Fels niedergesunken ist und gerade durch die ungemein natürliche (viele nennen es „unedel“) Stellung den Eindruck sprühenden Lebens macht. Ähnliche Wirkungen bringt hervor die „Ringergruppe“ der Tribuna in Florenz, „die glänzendste Athletendarstellung, die wir kennen“.

Im Hellenismus hatte die antike Plastik ihren letzten Höhepunkt erreicht; was später geleistet wurde, in Rom, wo

sich von nun an die geistigen Bewegungen konzentrierten, war Epigonenkunst in des Wortes schlimmster Bedeutung. Wenn wir von der für unsren Zweck sehr ärmlichen etruskischen Kunst absehen, finden sich in Italien bemerkenswerte plastische Werke nur von griechischer Hand stammend, aber doch völlig hellenischen Geist nachahmend: beachtenswert ist so u. a. eine schlanke Jünglingsstatue des Praxiteles-schülers Stephanos, die freilich nichts anderes als eine Kopie älterer peloponnesischer Kunst zu sein scheint, ebenso ist es mit der sogenannten Orestes- und Pyladesgruppe, die die genannte Jünglingsstatue benutzt, und mit der Gruppe von „San Ildefonso“, bei der ein Jüngling des genannten Typus mit einem an Praxiteles erinnernden zu einem stilosen Nebeneinander zusammengeflickt ist. Als nun vollends die kaiserliche Hofkunst sich entwickelte, erlebte man ein Schauspiel, wie wir es aus der Gegenwart nur zu gut kennen . . . hohle leere Formen, äußerliche Pracht, Eklektizismus, alles mehr oder minder dem großen „Schirmherrn“ zu Ehren! Wir, die wir die freie Schönheit suchen, wollen hier lieber aufhören; denn auch die vielen Verherrlichungen, die ein homosexueller Fürst wie Hadrian seinem romantischen Liebling durch die Skulptur zuteil werden ließ, wiederholen nur alte Vorbilder und interessieren mehr des Stoffes wegen.

Fragen wir nun noch, ob die antike Malerei, soweit sie uns erhalten ist, keine Ausbeute liefert, so finden wir ja allerdings genug archaische Vasenmalerei mit Umrissen männlicher Körper, auch Überreste von Tafelmalerei, die wie Zeuxis Kunst der Darstellung von männlicher Schönheit gewidmet sind, doch sind die Überreste für unsren Zweck zu dürftig, und die gut erhaltenen Wandmalereien aus Pompei und Herkulanium mit ihren oft schlüpfrigen Genrebildern oder kunstlos wiedergegebenen unbedeutenden Alltagsszenen, wie der bekannten Züchtigung eines nackten Knaben durch seinen Lehrer, bieten doch für den Freund echter Jünglings- und Mannesschöne zu wenig Beachtenswertes, als daß ein näheres Eingehen sich verlohrte.

Rückblickend wird uns nicht entgehen, daß die Blütezeit

hellenischer Plastik, speziell der Verherrlichung der männlichen Schönheit, in die Periode fällt, da zum ersten und einzigen Male in der Geschichte ein schönheitstrunkenes, freudenkendes Volk seinen besten Elementen, den gereiften Jünglingen und Männern einen ihnen zur Lebensbedingung gewordenen Liebes- und Freundschaftskultus gestattete, der heutzutage nur bei einzelnen wenigen, gleichsam aus alten Zeiten Verbannten seine einsamen, verborgenen, süß duftenden Blüten treibt, welche die stumpfe ideallose „Jetztzeit“ nicht versteht, lästert und am liebsten ausrotten möchte. Auch die weitere Untersuchung, wie im Mittelalter und der Neuzeit die bildende Kunst sich zur Darstellung der Jünglingsschönheit verhielt, wird den angedeuteten Zusammenhang noch wesentlich besser beleuchten.

DR. O. KIEFER.





FAUN UND JÜNGLING

W. VON GLOEDEN

DER ABEND

Dem Abend lag ich an der treuen Brust,
Still träumend wie ein Kind — —
Die braunen Wolkenlocken, Eros-wirr,
Und lachend froh sein tiefes Himmelsauge über mir . . .
— — — Da dacht ich Dein!
Zu meinen Füßen stumm sein weites Reich:
Die schwarze Heide und das grüne Feld.
Und segelstolz der sonnebronze See,
Dem schnell der Tag den goldenen Mantel raubt,
Dass weinrot seiner Tiefen Fluten glühn
Und bebend Well um Well ans Ufer rauscht . . .
Da dacht ich Dein — — und spürte wollustheiß
Des Abends weichen Mund auf meiner Stirn
Und leise Schauer durch die Fluren ziehn
Still träumend: über mir dein braunes Haar
Im Goldgefunkel dunkler Sternrubinen —
Von Rosen Deiner Lenden Reiz umspielt
Und tief im Blick Dein süßer Schelmensinn:
Als wie ein Engel voller Lieb und Huld!

ADOLF BRAND

DER STELLVERTRETER

Freude, komm, bei mir nun auch zu rasten,
Sorglos hab ich mich für dich geschmückt,
Einen frischen Kranz aufs Haupt gedrückt,
Würdig dich, Ersehnte zu begasten.
Nimm Besitz von Allem, was ich habe,
Wolle länger draussen nicht verziehn,
Lass umsonst die Rosen nicht verblühn! —
Da, es klopft: ein blondgelockter Knabe
Hüpft anmutig über meine Schwelle —
Wie er heimisch sich alsbald bewegt,
Jetzt ein Schemelchen zum Herd sich trägt,
Jetzt ins Feuer bläst, verbreitet Zauberhelle —
Und am flackernd-lustgen Widerscheine,
An den Glüten, die er neu anfacht,
Freut sich herzlich nun der liebenswürdige Kleine,
Sucht nach Bechern jetzt in ihm vertrautem Schreine,
Füllt eifrig sie mit goldenem Wein,
Den er heimlich mir ins Haus gebracht.
Reicht den Kelch mir, teilt mit mir die Früchte,
Zierlich auf das Körbchen ausgelegt;
Dass kein Ende dieser Stunde schlägt,
Nimmt er von der Wanduhr die Gewichte!
Und ich lass den Springinsfeld gewähren,
Der so viel geschäftig mich ergötzt,
Endlich hat er sich zur Seite mir gesetzt,
Endlich soll ich seinen Auftrag hören —
Also spricht er munter und vernehmlich:
„Meine Schwester riebst du dir herbei,
Alle heischen sie als Wunderfei,
Und so ist sie selten nur abkömmlich —
Schein ich dir ein liebeleerer Schemen,
Scheuche nur den Lästgen wieder fort,
Oder bin ich hier am rechten Ort?
Willst fürleb du mit dem Freunde nehmen?“

Schwester, Bruder — was liegt an der Hülle?
Freundenbringer wirst auch du mir sein:
Längst verlangte mich nach solchem Herzverein,
Dass er mir geheimste Sehnsucht stille!

CARL WILHELM GEISSLER.





ZEUS UND GANYMEDES

Probeillustration aus „Apulejus: Amor und Psyche“
Verlag: Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig



DER ARME LELIAN

So vergingen ihm die Tage: Torkelnd kam er nachmittags in ein Café getappt, und gleich einem verprügeltem Hunde suchte er den dunkelsten Winkel im rauchdunklen Raume auf. Da saß er nun auf dem abgeschabten Sammeteines maroden Divans hinter einem Tischchen, auf dessen fleckige Marmorplatte ein Kellner ein Kelchglas und eine Karaffe mit Absint gestellt hatte. Als der arme Lelian seinen breitrandigen Schlapphut zog, gab er einen wunderlich gebildeten Schädel dem fahlen Lichte frei. Es war der Schädel eines Silens, oder einer Robbe. Schweißnaß klebten spärliche, gilbliche Haarsträhne auf einer verbuckelten und verbeulten Stirne, die in einer matten und krankhaften Blässe leuchtete. Den von einem beschlabberten Knisterbart umwucherten Mund umzog in scharfen Falten ein grinsiges Lächeln, während aus dem vom Trunk und ermüdenden Lastern verschleierten Auge zuweilen blitzende Blicke ausstrahlten. Es mußten furchtbare Ausschweifungen gewesen sein, die das Antlitz eines Menschen zu solch einer Larve ummodelten, daß selbst die frechen Kellner nur scheu nach ihm zu blicken wagten, furchtbare Ausschweifungen der geheimsten Laster und ein zerstörender Kampf von entsetzlicher grausamer Größe.

Als der Abend seine feuchten, dunklen Schleier in die Straßen der großen Stadt senkte, wankte dieser Mensch, der nicht geschlafen, nicht gegessen, nicht gedacht, nicht gelebt hatte, der trunken war von Alkohol und einer großen Traurigkeit und gegeißelt vom Schmerz einer zerbrochenen Leidenschaft, die noch in den zerbröckelten Trümmern weiter-

zuckte wieder aus dem Café hinaus. Er schlich sich an den schmierigen Häusermauern entlang in winkeligen verwahrlosten Gassen, durch deren übles Dunkel schattenhafte Gestalten huschten. Die Verworfenen der Stadt, die Zuhälter und Gauner, die in allen häßlichen Qualen erfahrenen menschlichen Ungetüme waren es, die sich sonst auf jeden nicht zu ihnen Gehörenden stürzten und ausraubten, die den armen Lelian jedoch, von einer Art achtungsvollen Scheu befangen, unbekillt ließen, weil ihr scharfspähender Blick einen unethornten Schmerz, und ein, ihr eigenes Elend überragendes Elend an ihm wahrgenommen hatte.

Und als er an einer Straßenecke vor einer noch jungen, unverbrauchten, gesunden und hübschen Dirne stehen blieb und sie in einer, von rollenden Rülpsern unterbrochenen Ansprache für sich begehrte, stieß ihn das Mädchen nicht barsch von sich, sondern faßte den trunkenen, vom Randstein in die schmutzige Gosse abgleitenden Mann hilfreich unterm Arm und führte ihn zu sich in ihre kleine, weiße Stube. Sie erduldete ihn. Und als sie im freundlichsten Wählen ihren frischen Leib den Verwüstungen seiner ohnmächtigen Sinnlichkeit darbot, als sie ihn „glücklich“ machen wollte, er aber begehrte, daß sie sich wie eine Schwester an ihn schmiegen, Stirn an Stirn und Hand in Hand legen und mit ihm weinen möge, ward sie nicht unwillig, sondern tat, wie Lelian verlangte. An ihn gekauert wie ein Kind, ihre weiche, weiße Hand in seine braune Faust gedrückt, schließt sie mit Tränen an den langen Wimpern. Alles weil er ein Dichter war!

Im Morgengrauen strauchelte er schon wieder in den Gassen. Er suchte die Budiken auf. Wenn er in eine solche erbärmliche Kneipe trat, machten ihm die vor der Arbeit noch ein „Stamperl Magenwärmer“ schluckenden Arbeiter Platz, ohne das leiseste Spottwort über sein wunderliches, verschmiertes und verzautes Aussehen. Auch sie respektierten ihn, weil ihm in ihrer Gesellschaft solche Gedichte eingefallen waren, wie das ernste „Charleroi“.

Die nächste Station seiner Leidenspilgerschaft war eine

Kirche. Er geriet in sie hinein und wußte nicht wie. Das vom schwerwürzigen Arom des bläulichweiß aufkräuselnden Weihrauch erfüllte, hochhellige Kirchenschiff, nur dämmerig erhellt durch das goldige Flackerlicht honiggelber Wachskerzen, ließ in ihm ein Gewimmel von Ahnungen und Gefühlen erwachsen, das zur überschwänglichen Reue und Sehnsucht wurde durch das ernst tönende Orgelspiel und ihn zerknirscht aufschreien ließ:

Darf ich denn wagen, Herr, nur deiner Spur zu nahm,
ich, der auf eklen Knieen vor dir kriecht und ächzet?

Eine Stunde später saß der einsame Trunkenbold wieder in einem kleinen Café, auf einem abgeschabten Sammetdivan, trank wieder Absint, und verharrete, den Kragen seines Pellerinenmantels vor sein grausiges Gesicht geschlagen, lange regungslos. Dann und wann enthüllte er sein Antlitz, um in langen saugenden Zügen das opalisierende Gift mit lustigen Lippen zu schlürfen. Und doch waren es diese Lippen, diese so oft nach dem Schmack biegender Laster lechzenden, lefzenlangen Leckerlippen, von denen sich bald lispelnde Laute innigster Andacht und tiefster Zerknirschung lösten, bald ein tief auftönendes Schluchzen, ein bebendes Dröhnen, ein laut gewordenes Wehwinden einer zerquälten Seele, oder ein dünnes, knittrisches Kichern mit Glucksern darin. Denn dieser abscheuliche Mund, war der des „armen Lelian“, wie sich Paul Verlaine selbst nannte, es war der Mund eines Mannes, der das wunderlichste, reichste und elendeste Leben zugleich gelebt hatte; ein Dasein zehrender Qualen und feiner, seltener Kostbarkeiten. Es war der Mund, der dies Leben wundersam besungen hatte. Auf den reinen Höhen und in den dumpfigsten Tiefen seines Lebens, immer hat der Mund dieses Mannes gesungen, und er hat von den ärgsten Dingen so sehr schön gesungen, daß sie einen gewissen Adel bekamen und rührend wirken durch ihre naive Wahrhaftigkeit. Wie köstliche, aus dem Kot des Gassenrinnalls aufgeklaubte und unterm fließenden Wasser reingespülte Blumenblüten sind viele seiner Gedichte; andere sind wieder wie zu Versstrophen gewordene

Verlaine

Jauchzer sinnlicher Lust und Schreie letzter Krämpfe perverser Laster.

Dieser Verlotterte mit dem garstigen Mund, der so erbarmlich dakauerte, hatte eine seltene, große Gewalt über die Worte gehabt. „Eine solche Gewalt hatte er über die Worte,“ wie Bahr sagt, „daß selbst die Alten, Ermatteten und Welken, wenn er seine sanfte Hand an sie legte, auflebten und wie Neugeborene zu lächeln schienen: mots frais, la phrase enfant, style naïf et chaste, wie er es selbst nannte. Er suchte nicht; er nahm die gemeinen Worte, die in allen taglichen Gesprächen liegen, aber sonst schlafen, nur in seinem Munde aufwachen. Oft hat er die einfachsten Dinge so gesagt, daß man sie nie mehr vergessen kann; mit seinen Worten hat er den Dingen ihre Haut abgezogen“. Verlaine vergeistigte die Sprache, wie Verharren sagt. Die Schattierungen, die weichen Biegungen, die Gebrechlichkeit des Satzes lockten ihn. Er machte köstliche, fließende, weiche Sätze. Sie scheinen ein fast unmerkliches Säuseln der Luft; ein Flötenton im Schatten bei Mondschein; das flüchtige Rascheln eines Seidenkleides im Winde; das bebende Klingen von Gläsern und Krystallgegenständen auf einer Etagère. Manchmal enthalten sie einzig und allein die weiche Gebärde zweier sich ineinanderfaltender Hände: Die Reinheit, die Durchsichtigkeit, Unschuld der Dinge ward in ihnen wiedergegeben. Paul Verlaine erforschte die bald sanften, bald brausenden Tiefen der menschlichen Seele. Er studierte manche Laster der Decadence; er feierte die traute, lautlose Zärtlichkeit. Er besang namentlich den Mystizismus. Er hat alles gekannt, nur die Ruhe nicht. Der Schmerz warf ihn der Reue, das Vergnügen der Buße, die Freude der Trauer und Verzweiflung zu. Sein Wesen war von Angst geschüttelt oder durch das Gebet verklärt; es glühte bald in Laster, bald in Tugend. Rote Flammen oder weiße Strahlen verwüsteten oder erleuchteten es mit ihrer Glut oder ihrer Helle. Er war ebenso Mensch wie Christ. Und diese seine Doppelnatur hat er als großer Dichter ausgedrückt, besungen

und unsterblich gemacht. Er war durchtränkt von einem großen Schmerz, und sang so von ihm:

Es weint in meinem Herzen,
wie auf die Stadt es regnet;
was will dies kalte Schmerzen,
in meinem Herzen?

Wie kühl des Regens Lied
auf Dächer fällt und Straßen!
Für Herzen wund und müd
so gutes Lied!

Es weint ohn allen Grund
in diesem kalten Herzen.
Und ohne allen Grund
ist es so wund.

Das sind die schwersten Schmerzen,
wenn man nicht weiß, warum;
nicht Liebe, nicht Haß im Herzen,
nur Schmerzen . . .

Er kannte das Laster der Tribadie, und sang von ihm:

Die junge Frau im roten Haar, das lose
herabfällt, redet zu dem blonden jungen
Mädchen mit klug verführerischen Zungen,
und ihre Stimme bebt im Wortgekose.

„Steigender Saft du, hold erbüühende Rose,
dein Wuchs ist wie ein Buchenleib geschwungen.
Laß meine Finger irren in dem Moose,
wo zart die frische Knospe aufgesprungen.

O laß mich trinken unterm keuschen Grase
die Tropfen reinen Taus, der sie befeuchtet,
in dessen Glanz die zarte Blüte leuchtet — —

damit dir, Liebste, seelige Extase
die reine Stirn erleuchte und erfreue
wie Morgenrot die matte Himmelsbläue.“

Er ließ um seinen begehrenden Leib alle fremden
Gluten wabbern — und sang von ihnen:

Deine Augen, dein fahles Haar,
deiner Brauen geschwungenes Paar,
deines Mundes blasse Blume,

zuckte, wieder aus dem Café hinaus. Er schlich sich an den schmierigen Häusermauern entlang in winkeligen verwahrlosten Gassen, durch deren übles Dunkel schattenhafte Gestalten huschten. Die Verworfenen der Stadt, die Zuhälter und Gauner, die in allen häßlichen Qualen erfahrenen menschlichen Ungetüme waren es, die sich sonst auf jeden nicht zu ihnen Gehörenden stürzten und ausraubten, die den armen Lelian jedoch, von einer Art achtungsvollen Scheu befangen, unbekillt ließen, weil ihr scharfspähender Blick einen unerhörten Schmerz, und ein, ihr eigenes Elend überragendes Elend an ihm wahrgenommen hatte.

Und als er an einer Straßenecke vor einer noch jungen, unverbrauchten, gesunden und hübschen Dirne stehen blieb und sie in einer, von rollenden Rülpsern unterbrochenen Ansprache für sich begehrte, stieß ihn das Mädchen nicht barsch von sich, sondern faßte den trunkenen, vom Randstein in die schmutzige Gosse abgleitenden Mann hilfreich unterm Arm und führte ihn zu sich in ihre kleine, weiße Stube. Sie erduldete ihn. Und als sie im freundlichsten Wählen ihren frischen Leib den Verwüstungen seiner ohnmächtigen Sinnlichkeit darbot, als sie ihn „glücklich“ machen wollte, er aber begehrte, daß sie sich wie eine Schwester an ihn schmiegen, Stirn an Stirn und Hand in Hand legen und mit ihm weinen möge, ward sie nicht unwillig, sondern tat, wie Lelian verlangte. An ihn gekauert wie ein Kind, ihre weiche, weiße Hand in seine braune Faust gedrückt, schlief sie mit Tränen an den langen Wimpern. Alles weil er ein Dichter war!

Im Morgengrauen strauchelte er schon wieder in den Gassen. Er suchte die Budiken auf. Wenn er in eine solche erbärmliche Kneipe trat, machten ihm die vor der Arbeit noch ein „Stampperl Magenwärmer“ schluckenden Arbeiter Platz, ohne das leiseste Spottwort über sein wunderliches, verschmiertes und verzautes Aussehen. Auch sie respektierten ihn, weil ihm in ihrer Gesellschaft solche Gedichte eingefallen waren, wie das ernste „Charleroi“.

Die nächste Station seiner Leidenspilgerschaft war eine

Kirche. Er geriet in sie hinein und wußte nicht wie. Das vom schwerwürzigen Arom des bläulichweiß aufkräuselnden Weihrauch erfüllte, hochhalle Kirchenschiff, nur dämmerig erhellt durch das goldige Flackerlicht honiggelber Wachskerzen, ließ in ihm ein Gewimmel von Ahnungen und Gefühlen erwachsen, das zur überschwenglichen Reue und Sehnsucht wurde durch das ernst tönende Orgelspiel und ihn zerknirscht aufschreien ließ:

Darf ich denn wagen, Herr, nur deiner Spur zu nah,
ich, der auf eklen Knieen vor dir kriecht und ächzet?

Eine Stunde später saß der einsame Trunkenbold wieder in einem kleinen Café, auf einem abgeschabten Sammetdivan, trank wieder Absint, und verharrete, den Kragen seines Pellerinenmantels vor sein grausiges Gesicht geschlagen, lange regungslos. Dann und wann enthüllte er sein Antlitz, um in langen saugenden Zügen das opalisierende Gift mit lustigen Lippen zu schlürfen. Und doch waren es diese Lippen, diese so oft nach dem Schmack biezender Laster lechzenden, lefzenlangen Leckerlippen, von denen sich bald lispeleine Laute innigster Andacht und tiefster Zerknirschung lösten, bald ein tief auftönendes Schluchzen, ein bebendes Dröhnen, ein laut gewordenes Wehwinden einer zerquälten Seele, oder ein dünnes, knittrisches Kichern mit Glucksern darin. Denn dieser abscheuliche Mund, war der des „armen Lelian“, wie sich Paul Verlaine selbst nannte, es war der Mund eines Mannes, der das wunderlichste, reichste und elendeste Leben zugleich gelebt hatte; ein Dasein zehrender Qualen und feiner, seltener Kostbarkeiten. Es war der Mund, der dies Leben wundersam besungen hatte. Auf den reinen Höhen und in den dumpfigsten Tiefen seines Lebens, immer hat der Mund dieses Mannes gesungen, und er hat von den ärgsten Dingen so sehr schön gesungen, daß sie einen gewissen Adel bekamen und rührend wirken durch ihre naive Wahrhaftigkeit. Wie köstliche, aus dem Kot des Gassenrinnalls aufgeklaubte und unterm fließenden Wasser reingespülte Blumenblüten sind viele seiner Gedichte; andere sind wieder wie zu Versstrophen gewordene

Jauchzer sinnlicher Lust und Schreie letzter Krämpfe perverser Laster.

Dieser Verlotterte mit dem garstigen Mund, der so erbarmlich dakauerte, hatte eine seltene, große Gewalt über die Worte gehabt. „Eine solche Gewalt hatte er über die Worte,“ wie Bahr sagt, „daß selbst die Alten, Ermatteten und Welken, wenn er seine sanfte Hand an sie legte, auflebten und wie Neugeborene zu lächeln schienen: mots frais, la phrase enfant, style naïf et chaste, wie er es selbst nannte. Er suchte nicht; er nahm die gemeinen Worte, die in allen täglichen Gesprächen liegen, aber sonst schlafen, nur in seinem Munde aufwachen. Oft hat er die einfachsten Dinge so gesagt, daß man sie nie mehr vergessen kann; mit seinen Worten hat er den Dingen ihre Haut abgezogen“. Verlaine vergeistigte die Sprache, wie Verharren sagt. Die Schattierungen, die weichen Biegungen, die Gebrechlichkeit des Satzes lockten ihn. Er machte köstliche, fließende, weiche Sätze. Sie scheinen ein fast unmerkliches Säuseln der Luft; ein Flötenton im Schatten bei Mondschein; das flüchtige Rascheln eines Seidenkleides im Winde; das bebende Klingen von Gläsern und Krystallgegenständen auf einer Etagère. Manchmal enthalten sie einzig und allein die weiche Gebärde zweier sich ineinanderfaltender Hände: Die Reinheit, die Durchsichtigkeit, Unschuld der Dinge ward in ihnen wiedergegeben. Paul Verlaine erforschte die bald sanften, bald brausenden Tiefen der menschlichen Seele. Er studierte manche Laster der Decadence; er feierte die traute, lautlose Zärtlichkeit. Er besang namentlich den Mystizismus. Er hat alles gekannt, nur die Ruhe nicht. Der Schmerz warf ihn der Reue, das Vergnügen der Buße, die Freude der Trauer und Verzweiflung zu. Sein Wesen war von Angst geschüttelt oder durch das Gebet verklärt; es glühte bald in Laster, bald in Tugend. Rote Flammen oder weiße Strahlen verwüsteten oder erleuchteten es mit ihrer Glut oder ihrer Helle. Er war ebenso Mensch wie Christ. Und diese seine Doppelnatür hat er als großer Dichter ausgedrückt, besungen

und unsterblich gemacht. Er war durchtränkt von einem großen Schmerz, und sang so von ihm:

Es weint in meinem Herzen,
wie auf die Stadt es regnet;
was will dies kalte Schmerzen,
in meinem Herzen?

Wie kühl des Regens Lied
auf Dächer fällt und Straßen!
Für Herzen wund und müd
so gutes Lied!

Es weint ohn allen Grund
in diesem kalten Herzen.
Und ohne allen Grund
ist es so wund.

Das sind die schwersten Schmerzen,
wenn man nicht weiß, warum;
nicht Liebe, nicht Haß im Herzen,
nur Schmerzen . . .

Er kannte das Laster der Tribadie, und sang von ihm:

Die junge Frau im roten Haar, das lose
herabfällt, redet zu dem blonden jungen
Mädchen mit klug verführerischen Zungen,
und ihre Stimme bebt im Wortgekose.

„Steigender Saft du, hold erblühende Rose,
dein Wuchs ist wie ein Buchenleib geschwungen.
Laß meine Finger irren in dem Moose,
wo zart die frische Knospe aufgesprungen.

O laß mich trinken unterm keuschen Grase
die Tropfen reinen Taus, der sie befeuchtet,
in dessen Glanz die zarte Blüte leuchtet — —
damit dir, Liebste, seelige Extase

die reine Stirn erleuchte und erfreue
wie Morgenrot die matte Himmelsbläue.“

Er ließ um seinen begehrenden Leib alle fremden
Gluten wabbern — und sang von ihnen:

Deine Augen, dein fahles Haar,
deiner Brauen geschwungenes Paar,
des Mundes blasse Blume,

Verlaine

Ein Nebel verschleiert
die Felder und winkt,
voll Wehmut feiert
die Sonne und sinkt.
Voll Wehmut feiert
mein Herz mit und klingt
vergessenumschleiert, — —
und die Sonne sinkt.

Von seltsamen Träumen,
wie Sonnen glühn
in den himmlischen Räumen,
flammend und kühn,
siehst du noch schäumen
die Lüfte und sprühn,
wie Sonnen verglühn
in den himmlischen Räumen. . . .

Und von der hereinbrechenden Nacht sang er:

Der Mond ist rot, von trüben Dünsten schwer,
in Nebelwogen rings die Wiesen rauchen,
aus grüner Binsen Schlaf die Frösche tauchen,
ihr Ruf zerreißt das graue Schleiermeer.

Die Rosen schließen sich mit weißen Blättern ;
die Pappeln ragen fern und ungewiß
gespenstig starr in schwarzem Schattenriß,
durch das Gebüsch Johanniswürmchen klettern;

Die Eulen taumeln auf und rudern sacht
durch Finsternisse hin mit trägen Schwingen,
ein taubes Licht will sich der Luft entringen:
Da blitzt der Abendstern — das ist die Nacht!

Paul Verlaine wurde am 30. März 1844 als Sohn eines Genieoffiziers geboren. Als siebenjähriger Knabe war er nach Paris gebracht worden. Der erste Eindruck, den er von der großen Stadt empfing, war der von „Schmutz und nichts als Schmutz“, wie er später in den „Confessions“ bekannte. Seine Kindheitstage verrannen in creignisloser Einerleiheit und erfüllten die empfindliche Seele des Knaben mit einer tiefen Trauer und seinen Geist mit einer quellenden Angst vor dem dunkel drohenden Leben. Zum Jüngling herangewachsen, der seit seinem 14. Lebensjahr dichtete,

schon die traurigen „Poems saturniens“ dichtete, (die 1866 als sein Erstlingswerk erschienen, mit dem er nach St. Zweig formell und auch inhaltlich innerhalb der strengen Regeln jener Kunst wurzelt, die den Ausdruck der vollkommenen Schönheit in der kühlen, objektiven Ruhe, „der impassibilité“, und der Marmorkälte einer ehernen, unnachgiebigen Form sucht) gerät er als Akademiker, halb verführt von seinen Kollegen, halb aus Furcht vor seiner Traurigkeit, in ein wüstes Treiben in den Kneipen des Quartier latin. Seinem Vater gelang es schließlich, ihn diesem Lotterleben dadurch zu entreißen, daß er ihm eine Stellung im „Hôtel de ville“ als Schreiber verschaffte. Sein Bureaukollege war der beiufig gleichaltrige Francois Coppée und durch ihn wurde nun Verlaine mit Anatole France, Catulle Mendès und anderen zeitgenössischen Dichtern bekannt. Noch Beamter der Präfektur, gab Verlaine 1869 den Band der „Fêtes galantes“, dies köstliche Kollier wundersam kunstvoll in abertausend blitzenden Facetten geschliffener Roccocobijous, die „nur übermütigen Glanz und unruhigen Flimmer zu versprühen scheinen“ Aber wie über den lächelnden Maskenspielen des ancien régime der düstere Schatten der furchtbaren Ereignisse drohte, so zittert auch hier schon jener heimliche, sentimentale Unterklang in die prickelnden Melodien mit, der sich manchmal noch in einen unruhigen, gezwungenen Zynismus flüchtet, um aber dann schließlich in dem letzten Gedichte „Colloque sentimental“ unaufhaltsam hervorzubrechen, wie ein Schluchzen aus tiefster Seele und der endlich, gleich einem wilden Tier, das schwer auf der Beute wuchtet, Verlaine immer mehr bedrückte, bis er zu trinken begann. Er hielt das gemächlich versickernde Leben eines Bourgeois in der Kultur einer Welt, in der er sich nicht zurecht fand, nicht aus. Ein durchdringender Giftsuft heimlich schleichender Süchte durchrieselt brennend seine Adern — und plötzlich brechen lang verdämmte Triebe wild aus. „Jener unersättliche Durst nach neuen Sensationen, der Baudelaire zum Haschisch geführt hatte, ließen ihn das Vergessen in den Kneipen suchen, wo er seine Unrast mit Absint ertränkte.“

Und doch schien noch einmal alles wieder gut zu werden. Im Frühling des Kriegsjahres 1870 erschien „La bonne chanson“, das milde Buch, dessen Entstehungsgeschichte Verlaine in seinem schon vorhin erwähnten Prosaband „Confessions“ erzählt. Es ist die Geschichte seiner Liebe zu seiner nachmaligen Gattin Mathilde Manté. Bei einem Freunde, zu dem er eines Tages gegangen war, um ihn zum Absint abzuholen, lernt er ein liebliches Mädchen kennen, die Schwester des Freundes. Er verliebt sich in das anmutige Wesen und das Verhältnis reift rasch zur Verlobung. In dieser Zeit, bis zur Heirat, schrieb Verlaine die Lieder der Liebe und Sehnsucht: „La bonne chanson“. Nicht aus literarischen Absichten waren sie entstanden, sie waren wahrster Gefühlsausdruck. „Er wollte nichts als sein Empfinden dem erwählten Herzen mitteilen und aus dieser kleinen persönlichen Ursache entsprang ein Buch, das in seiner Frische, Wahrheit und Ursprünglichkeit einzig ist und eine neue Epoche für die französische Poesie bedeutet.“

Aber dem im Zeichen des Saturn Geborenen war kein dauerndes Glück beschieden. Das tragische Schicksal trat an ihn heran in der grazilen Ephebengestalt des siebzehnjährigen Jean Arthur Rimbaud, dessen Wesen und Genie, dessen Schönheit an Leib und Geist Verlaine bald so völlig bezauberte, daß er, um mit dem Freund und — — Geliebten ungestört leben zu können, seine Familie verließ und nach Belgien reiste. In Brüssel wurde Verlaine zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil er Rimbaud zu erschießen versuchte, als dieser sich von ihm trennen wollte. Oskar Pannizza hat über das Verhältnis zwischen Verlaine und Rimbaud ausführlich in der „Wiener Rundschau“ geschrieben. Ich verstehe es nicht, daß die Menschen solch ein Vorcommnis abtun zu können wähnen, indem sie von einer „Schweinerei“, einer „krankhaften Verirrung“ sprechen. Es mag ja all das sein, aber es ist doch noch viel mehr, es ist etwas Bedeutsames, Großes, Ernstes und Furchtbare, und es ist nicht zuletzt Liebe. Ich staune darüber, daß die Leute die große leidenschaftliche Liebe, in der Gestalt, in der sie

zu Verlaine kam, nicht erkennen wollen. Es war Liebe und sie hat ihn zum armen Lelian gemacht.

Giebt es Wunderlicheres, Rätselhafteres als Liebe? — Zwei Menschen leben, vegetieren eigentlich, voneinander getrennt, aber sie suchen sich. Sie suchen sich im Wald, im Kunstwerk, im hindämmernden Ausruhn und auch im Menschen. Sie suchen und sehnen, und leben äußerlich ruhig, da — Karma oder Zufall — dringt ein Wesen in ihren Kreis und magische Kräfte fangen an zu wirken. Welche Wehr haben wir dagegen? Alles war bislang so ruhig, fast traut gewesen, auf einmal kommt Jemand und das Herz begrüßt freudig: Da bist Du ja, du, du! Die Kräfte wirken. Die beiden Menschen werden zueinander getrieben, bis sie Eins werden, ein Mensch. Wir wissen ja nicht, wo der Eine beginnt und der Andere endet. Unentrinnbar fallen wir dem Geheimnisvollen zu — der Liebe. Wie ein Dämon kommt sie über uns, erfüllt uns mit einer geheimnisvollen Kraft, die sich so sehr verschieden äußert. Der Mensch, an dem wir gestern so achtlos vorbeischlenderten, bedeutet für uns heute vielleicht die Menschheit, das Glück. Eine immense Umwälzung vollzieht sich in uns. Alles Herkömmliche stürzt in sich zusammen wie ein Dominosteinturm. Wir freveln an uns bislang Heiligem, wir werden grausam, furchtbar, lasterhaft, wir verlassen treulos unsere Familien, vergiften, vernichten das Leben uns einst teurer Wesen, wir werden zu bleichen Verbrechern, zu Wahnwitzigen, zu Bestien! Wir werden aber auch zu Titanen durch diese geheimnisvolle Kraft und fähig, schwere Hindernisse zu überwältigen, auszuhalten im grausesten Elend. Und wir werden — freilich selten — durch diese Kraft zu Göttern; wir werden groß, still, schön und gut.

Unentrinnbar fiel auch Verlaine der Liebe zu, einer lieblich beginnenden und entsetzlich endenden Liebe; einer dämonischen Leidenschaft, die ihn bei lebendigem Leibe in furchtbaren Lohnen verglühen ließ, ihn zum Frevler, zum Wahnwitzigen, zum Verbrecher, zur Bestie, zum erbärmlichsten Trunkenbold machte, die ihm das Herz zerriß,

daß es einen Klang gab so unsagbar groß und traurig, daß sein Nachhall in den Gedichten noch zu vernehmen ist, — in der Liebe zu einem Manne!

Der Wahnsinn dieser Liebe brachte ihn ins Gefängnis. In der aufgezwungenen zweijährigen Einsamkeit der Gefängniszelle zu Mons machte er Frieden mit Gott. Aus diesem Frieden entstand und reifte das bedeutendste Buch Verlaines, sein „Sagesse“, ein Buch religiöser Buße und Erhebung. Das Buch „Sagesse“ bedeutet, wie Remer richtig sagte, die seelische und dichterische Höhe im Leben Verlaines, den letzten und schönsten Aufstieg seines Genius, der dann auf die Erde zurückfällt und mit gebrochenen Schwingen sich noch eine Strecke Wegs durch Staub und Schmutz weiterschleppt. Nach Paris heimgekehrt, ohne Mittel und ganz der Absintleidenschaft unterworfen, sank er zum verlumpten Vagabunden herunter, den ich am Anfang dieses Artikels zu schildern versuchte. Die Augenblicke inneren Aufschwungs wurden immer seltener und ersticken schließlich völlig in einer senilen Lasterhaftigkeit. Wenn er wildungstlich gewesen war — die Leute nannten es unzüchtige Rohheit — gellte oft plötzlich ein jäher Schmerz in ihm auf und ein herber Verdruß begann in ihm zu gähnen, bis auf einmal eine innere Stimme in ihm, eine Stimme aus den Hintergründen seines Wesens, empört über seine sadistische Sucht zornig aufschrie: Tier! Tier!

Darob konnte er sich dann kindlich freuen; denn er bewunderte den reinen Zorn, diesen Priesterzorn in der Stimme.

Eine heiße Reue überkam ihn dann und die Sehnsucht nach Befreiung vom Leib- und Gedankensudel, und dann wieder Zorn. Und er braute sich eine kuriose Tinte zusammen aus Galle und Schmerz, Blut, Hirn und Tränen, aus Patchouli und asa foetida, Jod, Karbol und verwesenden Chrysanthemen, und schrieb mit dieser Tinte in einigen Sätzen einiger Gedichte eine faszinierende Schilderung dieser Welt voll muchelnder Pose, quiennenden Elends und Bestialität. Er hätte auf einmal die Welt der zuckenden Muskeln, fiebern-

den Nerven, jene sich in knisternden, ächzenden, stöhnenden Fleisch-, Seiden- und Schmuck-Kaskaden wälzende Decadence des faulenden Jahrhunderts Müdgelebter. All das todkranke fashionable Gesindel der Dirnen in allen Abstufungen, von der zur linken Hand getrauten Fürstenmaitresse bis zur „notwendigen“ Hure der dunklen Straßenecke, hätte er, und er hätte jene morbiden Männer, die sich aus dem reinen Weib dieses lebende Gift schufen. Er wollte mit dieser Welt und ihren lasterhaften Freuden brechen, er wollte Reinheit predigen, Reinheit! Aber nicht lange. Denn immer wieder entbrannte in ihm die große und mitleidige Liebe zu denen, die sich nicht bewahren, die sich verschenken und in spitzbübischofischer Weise den Mummenschanz des Lebens lächelnd mitmachen. Er vermochte die Heiligen nicht wahrhaft zu lieben, wahrhaft liebte er nur die Untergehenden, Hintübergehenden, deren Leid, ihnen selbst kaum bewußt, ein Sehnen nach der Ewigkeit ist.

Und er lachte der Tugend. Die Tugend galt ihm als der Geiz des Leibes, als der Neid der Seele.

Am 8. Januar 1896 starb er in Paris.

* * *

Keiner von den ausländischen Poeten hat so viele und so vorzügliche Übersetzer bei uns gefunden wie Paul Verlaine. Und nicht nur fein nachempfindende, sondern gefestigte Dichterindividualitäten sind seine Übersetzer geworden, wie Richard Dehmel, Franz Evers, Johannes Schlaf, Henckell, Cäsar Flaischlen. Der Jung-Wiener Lyriker Stefan Zweig hat nun die verstreut in verschiedenen Blättern erschienenen Übersetzungen gesammelt und zu einem Band vereinigt bei Schuster & Löffler in Berlin herausgegeben und außer eigenen Übertragungen Verlaischer Gedichte dem Band ein feines Essay beigegeben. Es ist so ein reiches und schönes deutsches Buch von Verlaine entstanden. Es wird sicherlich viel gekauft werden. Es verdient dies Schicksal.

ARTHUR ROESSLER.

BUSSTAG

EINE ERINNERUNG

Am Bußtag wars. — In Feierstille ruhte
Mit Nebelschleiern grau verhüllt, die Stadt. —
Ich schlich allein den altgewohnten Weg
In meines Lebens öder Wüstenei,
Trostlos und freundlos, selbst ein Büßender,
Der unverschuldet schlepp't des Fluches Kreuz! —
Ich schlich allein den altgewohnten Weg
Im todesmüden Hirn die Rätsel wälzend,
Die ungelösten, meines bangen Lebens!
Die wunde Brust zernagt von wildem Schnen
Nach Liebe — meiner Liebe — der verfehlten!

An mir vorüber glitten, schattengleich,
Die Gläubigen alle, die zur Kirche wallten —
Schon hebt sich vor mir der gewaltige Bau
Der Kathedrale — Hundertfarbig glühen
Der Gotenfenster Purpurmosaike,
Und dröhrend ruft zum Büßen und zum Beten
Der Glockenstimmen herrlicher Akkord! —
Ich trete ein — vielleicht, daß Orgelklang,
Daß himmlische Musik mir Trost verleihe,
Und Lindrung gieße in mein krankes Herz! —
Nun braust hernieder der erhabne Sang,
Auf Orgeltönen mächtig fortgetragen,
Jubelnd wie Engelruf aus Himmelshöhn
Der „Hallelujah“-Chor aus dem „Messias“!
Ich berg mich still in einer Säule Schatten
Dicht am Altar — in Schauern bebt mein Herz
In süßen Schauern der Erinnerung.
Des selgen Denkens goldner Knabenjahre!
Auch ich stand damals an geweihter Stätte
Voll Inbrunst singend — und an meiner Seite
Stand „Richard“, meiner Seele liebster Freund,
Der herzge Bube, mir in Lieb ergeben,
Versunken längst die Paradiesestagel —
Des Schicksals wandelvolles Walten trennte
Des Freunde Weg — und öde ward mein Herz. —

Und zur Empore wendet sich mein Blick
Wie suchend nach entchwundenen Traumgestalten —
Da — täuscht ein Trugbild die erregten Sinne?
Blendet mich Kerzenglanz? — Im Sängerchor
Steht, schön und herrlich, wie Johannes Bildnis
Ein Jüngling dort, mit Richards Aug und Haar! —
Wild wallt mein Blut empor, die Stirne preß ich,
Die heiße, an den kalten Marmor — zwingend
Mein Herz, das schreien will in Weh und Lust!
Er ist es, mein Erlöser soll mir werden
Aus Sehnsuchtsschmerz und tausendfacher Qual!
— Der Orgelklang verdröhnt, der Sang verstummt —
Ein still Gebet — dann Schritte, Rauschen, Stimmen —
Ich raffe mich empor — halb taumelnd taste
Zur Türe ich, die zur Empore führt —
Ein Einzger steigt, der Letzte nun herab —
Ich warte bebend, dann mit leiser Stimme
Ruf: „Richard!“ ich — Mich trifft ein Frageblick,
Dann ein Erzittern, dann ein Augenleuchten,
Ein Jubelschrei, ein stürmisch-heiß Umschlingen —
Der Freund, der teure, liegt an meiner Brust
Und „Hallelujah“ jauchzen unsre Seelen! — —

A. RÖMER.





DER MÖNCH
Drs. LUCIAN VON RÖMER



MÄNNLICHE KULTUR

EIN STÜCK ZUKUNFTSMUSIK

Jedes Ideal trägt auch Allzupersönliches an sich; denn welches große Lebensziel hätte die Menschheit je verfolgt, das nicht vorher einem Einzelnen und Einsamen die Aufgabe seines Daseins gewesen wäre? Aus dem Flugsand seiner Triebe und Gedanken schafft erst die Persönlichkeit des Menschen den festen Boden, auf dem des Lebens Tempel errichtet werden sollen; was Wunder, daß dieser Boden nicht für alle Ewigkeit aushält und eines Tages im Winde zerstäubt. Aber was tut's? Der wahre Tempel des Lebens ist das Leben selbst, und des Lebens kostlichster Reichtum ist die Fülle der Gestalten, die es anzunehmen vermag. Um so besser, wenn nicht starre Allgültigkeit und äußerliche Unvergänglichkeit zum Grabe des Lebens werden; um so besser, wenn die Ideale neu ergrünen mit jedem Menschenfrühling. Das Ideal, das nicht immer neu aufersteht und in jedem Menschenherzen neue Siege erkämpft, ist gar kein Ideal, sondern eine Fessel oder eine Krücke. „Ich bin Mensch, sei du auch Mensch!“ Das ist die einzige Allgemeinheit des Ideals.

Als Mann ist mir darum auch natürlich eine männliche Kultur das Menschenwürdige und Erstrebenswerte. Aber ich glaube, daß in der Männlichkeit sich eine so tiefe Erscheinung der Natur verkörpert, die sich in der Geschlechtlichkeit längst nicht erschöpft, daß ich über meine per-

söntliche Empfindung hinaus den „Mann“ als das fleischgewordene „Ding an sich“ bezeichnen möchte und „männliche“ Kultur als ein unendliches Geleise hinstellen, auf dem das Leben unaufhaltsam seiner Ewigkeit zurollt.

I.

Hinter allen streitenden Naturkräften leuchtet das eine große Geheimnis des Seins hervor, die Tat; und aus allen Gebilden der Natur, den angeblich toten, wie den lebendigen, sprechen unerforschliche Taten, die aus der wirbelnden Materie höheres und reicheres Dasein erschufen; und wenn der Mensch in sein Inneres hineinhörcht, hört er aus jeder seiner Empfindungen, im Handeln, wie Genießen, den Siegesruf der Selbstbetätigung erschallen. Leben ist Tätigkeit und die Welt ist Tat! Das ist mein Glaubensbekenntnis.

Das Höhere ist nur darum das Höhere, daß es das Niedere sich unterzuordnen weiß, und das Niedere nur darum niedriger, weil es der Unterordnung bedarf. Aus der Beherrschung geringerer Kräfte durch mächtigere entstehen alle Gebilde; alle Gebilde, alles Ruhende und Dauernde, verkörpern daher die innere zersplitternde Unselbständigkeit, die durch Zwang zu stotzer Einheitlichkeit geworden. Dieser Zwang geht von einer Tat aus; was wären darum alle Gebilde ohne die schöpferischen Taten? Sie wären überhaupt nicht da und nur deshalb sind sie da, weil es das Wesen der Tat ist, sich an niedern Taten zu verwirklichen, das heißt, Gebilde aus ihnen zu erschaffen. Dies ist in nüchterneren Worten die alte heilige Sage der Weltenschöpfung. Kraft und Stoff nannte diese beiden Erscheinungen der plumpen Materialismus; Taten und Gebilde müssen wir sagen, wenn wir lebendige Werte in diese abgenützten Reichenpfennige legen wollen. Keine Gebilde ohne die sie erschaffenden Taten, aber auch keine Taten, als die sich in Gebilden verwirklichen. Leib und Seele, Seele und Leib! Und sagen wir gleich, Weib und Mann, Mann und Weib.

Mann und Weib, beides ist der Mensch, und in jedem einzelnen Menschen mischen sich Vater und Mutter, männliche und weibliche Kräfte. Wenn wir dann allgemein von „Mann“ und von „Weib“ zu reden wagen, so genügen wir damit nicht dem groben Unterscheidungsbedürfnisse des Menschen allein, sondern wir bezeichnen damit kurzweg entgegengesetzte lebendige Mächte, die in der einen Gruppe stärker zum Ausdruck gelangen, als in der entgegengesetzten. In welchem Sinne wir aber trotz aller Übergänge und Zwischenstufen des einzelnen Falles doch berechtigt sind, von „Mannheit“ gegenüber der „Weibheit“ zu reden, ergibt sich aus der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen.

Die niederen Lebewesen besitzen alle die Fähigkeit, mit Hilfe ihrer aufgespeicherten Kräfte, sich zu ernähren, das heißt, fremdartigen Stoff in sich aufzunehmen und ihn zur eignen Gleichartigkeit chemisch umzubilden. Dabei aber werden die inneren Kräfte erschöpft und der Zusammenhang der Teile gelockert; das Lebewesen zerfällt in zwei oder mehr selbständige lebendige Gebilde. Bei unbegrenzter Gelegenheit würde ein erstes Lebewesen den ganzen Erdball in Organismen verwandeln, und diesem Ziele strebt eigentlich die sogenannte Fortpflanzung zu.

Das einfache Eiweißklümpchen, das mit seiner ganzen Oberfläche im Kraftaustausch zu seiner Umgebung steht, sondert bald — nach endlosen Zeiträumen — an derjenigen Stelle einen besonderen Teil ab, wo sich alle eindringenden Kräfte kreuzen, in der Mitte. Und dieser Teil wird der Kern, dazu tritt an der besonders tätigen Oberfläche die Sonderung der Zellhaut ein, mit einem Worte: aus dem ungliederten Eiweiß ist die Zelle geworden. Damit beginnt ein neuer Abschnitt der lebendigen Weltgeschichte. Im Kerne besitzt die Zelle nun einen leistungsfähigen Speicher, und erst wenn dieser nichts mehr fassen kann, hat die Zelle sich gegen die andringenden Kräfte der Umwelt tätig zu wehren. Bei dem Kern, bei dem Zentrum, liegt nun schon die Entscheidung über die Leistungen der Zelle, und unser

mächtiges Gehirn verdankt seine ganze Vorherrschaft im Leibe nur jenen ersten Kernen der ersten Eiweißzellen. Der Zellkern ist der Träger der ganzen Entwicklung; auch die Teilung, die Fortpflanzung ist ja ihm unterstellt. Denn von dem Kern geht jetzt der Anstoß aus, er teilt sich zuerst, und die neugebildeten beiden Kerne verstärken nur die Trennungsbestrebungen der gesamten Zelle.

Aber eine Zelle lebt ja nicht allein im freien Weltmeer, sie wird umschwärmt von Genossen. Wie alle Körper des Weltenraumes aufeinander Kraft ausstrahlen und einander anziehen, so ziehen einander auch die kleinen lebendigen Körper, die Zellen, an, sobald der Zufall der Strömung sie einander nah genug bringt, um die Anziehung wirksam werden zu lassen. Vielleicht ist die Anziehung besonders stark, wenn die Zellen gerade bei dem intensiven Geschäft der Teilung sind; genug, die Zellen stürzen aufeinander, vermischen sich, tauschen Saft und Kraft aus, bis eine Sättigung, ein Gleichgewicht eingetreten ist. Dann trennen sie sich wieder, nachdem schon vorher die erst abgespaltenen Kernteile ausgeschnitten worden waren. Eine eigentliche Fortpflanzung ist das nicht zu nennen; denn die Zahl der Zellen ward nicht vermehrt; wohl aber ist dieser verschmelzende Kraftaustausch der Keim dessen, was wir Liebe heißen. Nur allmählich entwickelt sich dieser innige Verkehr zu einer Gewohnheit, dann zu einem Bedürfnis, endlich zur Notwendigkeit. Erst von da ab wird die Verschmelzung zweier Lebewesen die Vorbedingung zur Entstehung weiterer Lebewesen. Aber noch findet die Vereinigung zwischen ganz gleichwertigen und gleichgearteten Individuen statt; noch ist die geschlechtliche Trennung nicht eingetreten. Die wichtigste Erkenntnis aus diesen Erscheinungen ist, daß die Liebe, älter als der Geschlechtsgegensatz, auch nicht die Überbrückung dieses Gegensatzes bedeutet, sondern ein freier Austausch von Lebenskräften; daß sie auch durchaus nicht Dienerin der Erhaltung der Art, der Fortpflanzung und Vermehrung ist, sondern höchstens die Erfüllung dieser Naturaufgaben begünstigt, weil sie kraftstrotzende Lebewesen

in so innige Berührung bringt. Das Liebesleben der gesamten Natur beweist diese „universelle Erotik“, um Richard Muthers Ausdruck anzuwenden.*)

Jede Zellteilung bedeutet eine Steigerung, so unendlich gering sie auch sei, denn jede der Kernhälfte bringt zu ihrem selbständigen Neuanfang den Zuschuß an Kraft mit, den ihr Stammkern in seinem kurzen Dasein hinzuerworben hatte. Sobald diese Steigerung nun eine gewisse Höhe erreicht hat, behält die Stammzelle einen Einfluß auf die Neuzelle und diese trifft bei ihrer Entstehung nicht ein selbstständiges Dasein an, sondern bleibt mit der Stammzelle verbunden. Seitdem gibt es mehrzellige, endlich mehrgewebige, mehrgliedrige Lebewesen, die ganze Fülle der höheren und höchsten Pflanzen und Tiere. Diese mußten eine weitere folgenschwere Eigentümlichkeit entwickeln, da ein ganzer zusammengesetzter Leib sich nicht teilen kann, wäre eine Fortpflanzung und Vermehrung der höheren Lebewesen ausgeschlossen, wenn nicht einige, wenige Neuzellen die alte hohe Selbständigkeit sich bewahrt hätten, und mit der vollerreichten Macht des Stammkörpers ihr eigenes Leben begonnen hätten, das denselben Verlauf der Zellteilung, Zellansammlung und -Gliederung nehmen mußte. So vermochte denn die Keimzelle die ererbte innere Krafthöhe in einem neuen, gleichartigen Leibe zu verwirklichen, und hier setzt eben die wunderbare Kraft der Vererbung ein, die ganze Geschlechterfolge durch Jahrmillionen.

Aber besaß die Keimzelle das Vermögen, ein selbständiges Dasein zu führen, so mußte der Anstoß zur Betätigung dieses Daseins, zur Entwicklung der in ihr schlummernden Gestaltung doch erst von außen kommen. In seltenen Fällen war ein beliebiger Kraftreiz hinreichend, weitaus am häufigsten aber bedurfte es einer anderen lebenden Zelle und meistens sogar einer Zelle, die einem anderen Leibe entstammte; die Durchschnittshöhe der Kraft, die Art, mußte die gleiche sein, eine geringe individuelle Abweichung aber

*) Im „Tag“: „Leonardo da Vincis Roman.“

erzeugte erst den Reiz der Spannung, die zur Befruchtung nötig war. Diese andere Zelle mußte aber eben auch eine freie Zelle sein, also auch eine von den wenigen bevorzugten, hochgespannten Neuzellen des Leibes, die nicht an ihren Stamm gekettet blieben. In diesen, den Samenzellen, mußte sich die ganze tätige Macht des Stammleibes verdichten, wie in jenen anderen, den Keimzellen, die ganze stoffliche, chemische, latente Energie. Die Keimzellen sind die Träger der gleichartigen Neubildung, wir nennen sie die weiblichen Zellen, die Samenzellen sind der Funke der Tätigkeit, deren erste Erfolge den ganzen weiteren Verlauf bestimmen; dies sind die männlichen Zellen. Die Weibheit besteht daher in der Bewahrung und Neubildung der inneren und äußeren Leibesform, die Mannheit in der Wucht, mit der sie die Neubildung veranlaßt und ihr die Wege weist. Das Weib hält die einmal erreichte Gestaltung der Dinge fest, der Mann bahnt neue, höhere Gestaltungen an; das Weib ist das konservative, der Mann das fortschrittliche Prinzip in der Natur; sie das stoffliche, er das tätige; sie das physische, er das metaphysische.

II.

Alle Gebilde sind gebändigte Taten, die Tat geht dem Gebilde vorauf und so dürften wir in dem, was beim Menschen Mannheit heißt, in dem unbegrenzten Tätigkeitsdrange, die grundlegende, die erste und letzte Erscheinung der Welt sehen; die Weibheit aber als eine Folgeerscheinung, als das Zweite. Sobald wir aber die engeren biologischen Gesichtspunkte anwenden müssen, erscheint umgekehrt der Mann als das spätere und jüngere Ergebnis der lebendigen Entwicklung, das Weib als die ältere Vorbereitung, denn was das Weib ausmacht, das Muttertum, die leibliche Neuschaffung der Art, das wohnte ja der ältesten einfachsten Zelle inne. Hingegen hat der Mann, die reine rastlose Tätigkeit, sich erst aus den Bedingungen der mehrzelligen Lebewesen erzeugt; er ist somit ein ausgesonderter Sprößling des großen Urbodens, den wir heute, zum Unter-

schiede, Weib nennen. Erst durch das Entstehen des Mannes ist das „Geschlecht“ gegeben.

Die Mannheit ist also tatsächlich jünger als die Weibheit, und faßt möchte man darin einen Sieg des tätigen Prinzips über das stoffliche sehen, das aus jenem entstanden, es doch lange zurück gedrängt hatte. Wollten wir mythisch reden, so ist der Mann der Gott-Erlöser des in die tote Materie eingekerkerten Weltgeistes. Aber nicht nur als Prinzip, auch als Einzelwesen ist der Mann die spätere, jüngere, reifere und höhere Erscheinung. Diese tritt aber erst deutlicher hervor, wenn nach der ungeschlechtigen Vorzeit auch die doppelgeschlechtige, hermafroditische Frühzeit des Lebewesens vorüber ist, und jedes Individuum sein halbwegs gesondertes Geschlecht besitzt. Wie das Weib früher altert als der Mann, und die Mädchen früher reifer sind als die Knaben, so verdankt der Keimling im Mutter schoße sein weibliches Geschlecht auch einem früheren Abschluß der organischen Sonderung, die bei weiterer Entwicklung durch Ausbildung der männlichen Wesensteile die weiblichen Anlagen zurückgedrängt hätte. Ein gewisser vorzeitiger Stillstand hält den weiblichen Keimling auf der früheren, niederen Stufe zurück. Das Entscheidende und Wichtigste ist aber hierbei, daß in diesem Stillstande, der den Keimling zum Weibe beschränkt, das weibliche Prinzip siegt und sich behauptet, während die Weiterbildung des Keimplings zum Manne der Obmacht der Mannheit zu danken ist. Monate lang vermag der Forscher im doppelgeschlechtlichen Keimling nicht das endgültige Ergebnis vorauszusehen; entschieden ist es aber im wesentlichen doch wohl schon im Augenblicke der Zeugung, und spätere Ernährungszustände werden wohl nur selten umzuändern vermögen, was einmal schaffend und wirkend da ist. Der Zustand der Samen- und der Keimzelle bei der Befruchtung, darauf kommt es an, der lebendigere und kraftvollere Teil behält das Übergewicht. Entweder versagt die männliche tätige Kraft bald und die Sonderung der Zellen und Gewebe wird immer langsamer, die Festigung der schon

Geworden daher um so tiefgehender, der frühe Abschluß der großen Entwicklung notwendig, dann hat die reichge-nährte Keimzelle eben vorwiegend die älteste Uraufgabe der Lebewesen erfüllt, stofflich zu wachsen, statt tätig sich zu sondern; das weibliche Prinzip war das stärkere. Oder die schwächere Keimzelle hat den lebendigen Funken der Samenzelle nicht „im Fette“ zu ersticken vermocht, nicht zur Ernährung aufgebraucht, und dann wirkt der erste Anstoß weiter, die gliedrige Sonderung geht kräftiger vor sich, erreicht mehr, und der Stillstand tritt erst ein, wenn das männliche Prinzip sich durchgesetzt hat. So dürfen wir denn sagen, daß Mann wie Weib sich zu behaupten suchen, und ein kraftvoller Vater hat Aussicht auf Söhne, eine kraftvolle Mutter auf Töchter. Da sich aber in der befruchteten Zelle männlicher Tätigkeitsdrang und weibliches Beharren befehlen und hemmen, ist es kein Wunder, daß jeder Mensch nur eine Zwischenstufe zwischen den beiden äußersten Polen ist; die Frucht eines Ausgleiches, die Verschmelzung entgegengesetzter Grundkräfte in wechselndem Betrage, ein Kind von Vater und Mutter.

Die sich kreuzenden Einflüsse von Vater und Mutter bestimmen auch das weitere, selbständige Leben des Menschen; und es darf nicht verkannt werden, daß der männliche Einfluß Stück für Stück dem weiblichen abgedungen und abgerungen werden muß. Trotz aller Frauenrechtlerinnen ist unsere ganze Gesittung wesentlich schon längst — oder noch? — eine weibliche, und wer weiß, ob die wenigen Zeiten männlicher Obmacht nicht wirklich ewig überwundene und verlorene Versuche gewesen sind, die Kultur auf den Mann zu stellen.

Erstens wurzelt in jedem Menschen tief das Beharrungsvermögen, die Trägheit, die jede Neuerung erschwert und am liebgewohnten Alten hängt. Zweitens beeinflußt das Gemeingefühl den Menschen derart, daß er ohne seine Mitmenschen nichts wagt, wider sie nun erst recht nicht, und daß viele Köpfe nicht unter einen Hut gehn, sagt schon das Sprichwort: der soziale Mensch ist eigentlich immer

beschlußunfähig, das heißt, unfähig zur Tat. Drittens hat jeder Mensch eine Mutter, der er zugetan ist und einen besonderen Einfluß einräumt. Viertens besitzt fast jeder erwachsene Mann eine Gattin, deren Interessen er mit seiner gesamten Tätigkeit durchschnittlich doch dient. Gewohnheit, Nachahmung und Liebe schreiben also dem Manne sein festes Geleise vor, wenn er dazu kommt, an der Allgemeingestaltung des Lebens mitwirken zu müssen. Das Weib herrscht mittelbar durch die dritte dieser drei Mächte im Mannesbusen, und die beiden ersten haben es ja gerade zur Erschaffung des weiblichen Prinzips in der Natur gebracht, können deren Einfluß daher immer auch nur verstärken. Unser heutiges Leben steht also im Zeichen des Weibes oder unzweideutiger der Mutter, aber auch die geschichtliche Entwicklung ist nicht anders verlaufen.

Für den Vater ist mit dem Augenblicke der Erzeugung eigentlich alles erledigt; für die Mutter beginnt dann erst die wahre Aufgabe und dauert fort bis das Kind nicht nur geboren, sondern auch herangewachsen ist und selbstständig wird. Die Mutter macht sich ganz anders um das Kind verdient als der Vater, und das Mutterrecht war daher auch der älteste Ausdruck des Gemeinlebens. Erst als der Mann, wahrscheinlich in zahllosen Geschlechtern, durch die mütterliche Fürsorge verwöhnt, die weibliche Haushilfe bei seinen außerhäuslichen Heldentaten nicht entbehren möchte, behielt er sein Weib bei sich, auch wenn der Rausch der ersten Lust vergangen war. So entstand die Ehe, die aber nun für die Frau zuerst tatsächlich Sklaverei war; das Mutterrecht ward vom Gatten-, Vater- und Herrenrecht abgelöst. Das war der wahre Beginn der menschlichen Gesittung.

Gewiß bot die Familie, das Heim, der Besitzstand an Menschen, Vieh und Land dem Manne immer steigend einen Rückhalt; sie trieben ihn aber auch in eine Entfremdung seines eigentlichen Wesens hinein. Früher war der Mann in der Betätigung aller seiner Glieder durch den Wald und die Welt gerannt und hatte aus der Hand in den Mund

gelebt. Nun, wo er, um für sich sorgen zu lassen, für andre sorgen mußte, galt es im Schweiße des Angesichts zu arbeiten und das teure Hab und Gut auch zu schützen. Und der Mann wäre zum Arbeitstiere geworden, wenn nicht sein ganzes Wesen im Großen wie im Kleinen, im Guten wie im Büsen auf Eroberung, auf Herrschaft, auf schöpferische Ausnutzung richtungsloserer Kräfte ausgegangen wäre. Die denkbar brauchbarste Kraft an Ausdauer wie an natürlicher Willigkeit war aber das Weib; jüngere Söhne, gefangene Feinde, unterjochte Völker kamen erst später hinzu. Und seitdem führt der Mann die Klinge der Herrschaft; aber das Heft, das Heft hat doch die Frau in ihrer Hand! Gewiß hat das Leben sich nicht anders entfalten können, als in der Zusammenwirkung der beiden Weltprinzipien, des Tatendranges und der Beharrlichkeit, die sich im männlichen und weiblichen Wesen einen tief bezeichnenden Gegensatz geschaffen haben. Die Gefahr ist nur mehr als ein Traum, daß das eine Prinzip auf Kosten des andern zur Alleinherrschaft gelangt; daß diese Niederlage nicht der Weisheit zuteil wird, dafür sorgt schon jeder Mensch, der vom Weibe geboren, und triges Gebilde ist. Wer aber tritt für die Mannheit ein, wenn sie verdrängt wird? Und heute, nicht seit heute erst, ist sie im Sinken.

III.

Der Unterschied von Mann und Weib, der im einzelnen ja mehr als verwischt sein kann, liegt im ganzen Wesen, nicht so sehr in den einzelnen Gliedern, die Geschlechtsmerkmale etwa ausgenommen. Es heißt daher mit stumpfen Waffen kämpfen, wenn man dem Einfluß des Weibes nur deshalb entgegentritt, weil ihre geistigen Fähigkeiten geringer wären. Wer die Werkzeugnatur des Gehirnes erkannt hat, wird überhaupt nicht in Überschätzung des bewußten Lebens „machen“ können und sich daher von einer ganz falschen Unterschätzung weiblicher Intelligenz hüten. Der Verstand der Frau ist nicht geringer, er ist nur in nicht unwichtigen Einzelheiten anders geartet wie der des Mannes. In dieser

andern Artung offenbart sich aber allerdings die Natur des Weibes; nur das, was ich am Weibe als hauptsächlichsten und bedenklichsten Mangel empfinde, mir auch bei den meisten Männern mehr oder minder unangenehm entgegentritt: das ist die innere Unselbständigkeit.

Das weibliche Prinzip beruht in letzter Linie auf der Unselbständigkeit, weil Unterwerfung schwächerer Kräfte unter eine höhere; das weibliche Prinzip der leiblichen Beharrlichkeit beugte sich im Verlaufe der lebendigen Entwicklung immer tiefer unter die Notwendigkeit der richtunggebenden Männlichkeit; das Weib ist leiblich auf den Mann und geistig zum mindesten auf ihre Umgebung angewiesen: nur unter deren Einfluß entwickelt sie die vorzüglichsten Leistungen, deren sie fähig ist. Das Weib will beherrscht werden, natürlich von einer überlegenen Kraft, wenn das Weib daher eine vortreffliche Arbeiterin ist, die an Ausdauer den Mann übertrifft, ob auch an Kraft nicht erreicht; wenn sie willig und gehorsam ist, wo der Mann gleich trotzig und unbotmäßig wird; wenn sie leicht faßt, was ihren Interessen dienlich ist, aber dem freieren und weiteren Gedankenflug kühl und blind gegenübersteht; wenn sie die peinliche Hüterin der großen Maßgesetze des Gemeindelebens ist, aber die ewige Neubegründung der menschlichen Werte in der sittlichen Selbstverantwortung von sich weißt: so wurzelt das Alles einheitlich in ihrem Wesen, das seinen Schwerpunkt nicht in sich, sondern außer sich hat. Damit ist aber auch ihr Wert umgrenzt, wie ihr Unwert angedeutet.

Gewiß bedarf das Leben, das sich nun einmal zwischen starren Gebilden abspielt, das sich in den höheren Körpern, in dem Menschen vor allem, nur aus der Zusammenwirkung der Einzelmitglieder erbaut, der Streitigkeit, der zuverlässigen Formen, des Maßes. Aber eine höhere Stetigkeit, als das träge Beharren im Ewiggestrigen, fließt aus dem Schaffensdrange der sich immer fernere Ziele hinter jedem erreichten Ziele setzt; zuverlässiger, als die Form, die das Alter heiligt, sind die lebendigen Gestalten, die ein ewig sich neu bestätigender Geist in den Dingen weckt; und ein echteres Maß,

als der Zollstock überkommener Satzungen, ergibt sich von selbst, unmittelbar wirksam, aus der ehrlichen Verwirklichung des Leibes. Ein Glied kann in Vereinzelung bis zur Erschöpfung und Zerstörung gehn; bleibt aber oberstes Bestreben die Zusammenwirkung aller Glieder, so hemmen und mäßigen sie einander, wie es das gesunde Gedeihen erfordert. Hierin liegt die wahre Schranke des menschlichen Tuns und damit die wahre Sittlichkeit, die den Menschen emporträgt, nicht ihn mit Ketten belastet.

Und diese Bestrebungen alle sind es, die ich im Manne verkörpert finde, so selten sie sich auch rein zu gestalten vermögen. In diesem Sinne allein rede ich einer männlichen Kultur das Wort.

Kultur als menschlich gesteigerte Natur hat mit dem ersten Menschen, der diesen Namen verdiente, begonnen und wird bis zum letzten Menschen anhalten. Kultur als Lebensgestaltung einer Rasse haben wir Europäer uns durch ungeheuerliche Blutmischung wohl dauernd unmöglich gemacht. Aber die Kultur als die Vollentfaltung der Persönlichkeit steht jedem offen, der — Manns genug dazu ist. Eine männliche Rassekultur, wie Sparta sie gekannt hat, ist heute leider ein Unding; die Menschheit ist durch widersprüchsvolle Rasseinstinkte in ihrer Lauterkeit und Naivität geschwächt und zerstückelt, ist durch eine einseitige und daher übermäßige Geschlechtlichkeit merklich weibisch geworden. Aussichtslos ist daher die Hoffnung, daß es je wieder möglich sein wird, in, mit und durch das nicht mehr zu entbehrende Gemeinleben die männliche freie und allseitige Persönlichkeit zu wecken, zu erziehen, zu stählen, wie es in Sparta gewesen und wo, wohl gerade in der herben Luft der Ehrlichkeit, auch das Ansehen der Frau hoch stand, zwar nicht so verstiegen, wie bei uns, aber eben ihrem lebendigen Wert entsprechend. Heute wirkt das Gemeinleben, nicht zuletzt unter dem grundsätzlich und instinktiv sozialisierenden und gleichmacherischen Einflusse der Frau, notwendig ertötend auf das Persönlichkeitsgefühl.

Aber man tastet nicht ungestraft an diesem lebendigen,

tätigen, männlichen Kerne des Menschen. Wer dem Menschen das Recht an seiner Persönlichkeit nimmt, zersplittet deren Kräfte, die nun zuchtlos und maßlos und gierig im Einzelnen und Kleinen sich Lüste zusammenraffen, da die Freude des Großen, Ganzen und Gesunden verpönt ist. Wer dem Menschen die Freude an seiner Selbstbetätigung untersagt, macht ihn zum Genüßling, zum Wüstling, zum Schwächling. Und an denen leidet unsre Weibergesittung wahrlich keinen Mangel. Hat nicht um der Frauen Willen eine prüde Heuchelei um sich gegriffen, durch die alle-natürlichen Dinge künstlich entwertet und entheiligt worden sind? Hat nicht die Vorherrschaft der Frau das Liebesleben des Mannes dermaßen mit Beschlag belegt, daß sie ihn lieber in den Armen der weiblichen gemeinen Käuflichkeit sieht, als daß sie ihm einen veredelnden Liebesverkehr mit seinen Geschlechtsgenossen gestattete, mögen auch die glänzendsten Zeugen der Vergangenheit und die ganze Natur mit feurigen Zungen zu Gunsten der gleichberechtigten Lieblingminne reden? Sie wittern nur zu gut, daß der Mann am Manne wieder männlich werden würde; daß das Echo in gleichgestimmter Mannesseele mit ganz andrem Mut den Kampfruf des Mannes erfüllen würde, als die laue, allzupersönliche Zustimmung eines Weibes: daß der Mann am Manne den unentwegten Rückhalt finden würde, wenn er für seine Überzeugung, für seine Persönlichkeit, für das Recht des Lebens an Wahrheit, Kraft und Schönheit zu kämpfen hätte; daß er im Vereine mit gleichempfindenden und engverbündeten Männern eines Tages, ohne vor der Ungnade der Frauen zu zittern, wieder sich an die Stelle setzen würde, die ihm gebührt, an die Spitze der Kultur! Das Alles fühlen die Frauen; sie fühlen aber auch, was der Mann in der Omphalekomödie des heutigen Tages kaum mehr weiß, daß es Mannespflcht wäre, die Steuerung des Lebens in kühne, ehrliche starke Hand zu nehmen, statt es vor dem Sturmwinde unserer Gesittung treiben zu lassen, die den lebendigen Menschenwert erdenfreudigen Stolzes, gegen den hohlen, toten Götzen des alleinselig- und allgleichmachen-

den Goldes vertauscht hat. Denn auf Etwas muß der Mensch sein Leben setzen; ist nicht auf männliche Selbstherrlichkeit und tätige Erdenkinderschaft, dann muß es eben das bange Hetzen um ein glitzerndes Nichts sein, und ein eben so unfrohes Verschwenden der zusammenge- scharnten Schätze.

Doch mit jedem Knaben wird ein neuer Mann geboren; sollte es denn da nun wirklich nicht möglich sein, alle die Milliarden Keime der Männlichkeit zum Wachsen, Gedeihen und Blühen zu bringen? Kein Acker ist aber so schwer zu bestellen, wie der der Menschheit. Nur diejenige Saat gedeiht, die mit Herzblut genährt wird; nur derjenige wird Früchte schauen, der aus seinem Inneren die Samen nimmt! Nur wir Männer, jeder an seinem Platz, können männliches Leben wecken, wenn wir eingedenk sind, daß das Leben uns zu seinen Erlösern auserkoren! Soll nur das schlechte Beispiel von Schwäche, Kleinmut und Zerrissenheit wirken können, und nicht auch das gute Beispiel der Einheitlichkeit der Hoffnungsfreudigkeit und selbsteignen Kraft?

Ihr Männer, seid Männer! — dann werden wir auch wieder eine männliche, was männliche, eine menschliche Kultur haben; dann erst werden wir es verdienen, auf Erden zu leben und zu schaffen!

DR. EDUARD VON MAYER.



WENN DU —

Wenn du, an den ich meine ganze Seele hänge,
Mich einst verläßt,

Wenn sich ein ander Mund auf deine Lippen preßt
Und andre Klänge,

Als meiner Liebesworte Flüstern dich umschweben:
Dann senkt mit Macht

Des Todes ewig-finistre Nacht
Sich auf mein Leben.

Dann stürzt, was jüngst so hold erwacht an Blüt und Keimen,
Ins frühe Grab;

All meines Hoffens Überschwang sinkt jäh hinab
Und all mein Träumen.

In meine Seele drängt sich tiefe, tiefe Trauer,
Und durch mein Herz,
Zerrissen von der Sehnsucht Schmerz,
Ziehn kalte Schauer. —

Wenn aber stets aufs neue mir dein süßer Mund
In selgen Küssem

Tut deiner Liebe wunderbaren Zauber kund,
Wenn mich dein Arm,

So traut, so warm,

Hält jeder bittern Zweifelsqual entrissen:
Dann steigt aus lichtem Raum

Zu mir herab ein froher Morgentraum,
Und jauchzend trinke ich aus deiner Augen Blick
Mir ewig neues, junges Lebensglück!

MAX KATTE





EIN RÖMERKNABE

ATELIER BÖHME

DER SCHOPF*)

Die Haare geschoren rings um den Kopf,
Nur vorn in der Mitte ein Lockenschopf,
Der schaut stets keck unterm Hute hervor
Und ringelt sich oft gar neckisch empor.
— So ist es echte römische Tracht,
Die unsern Burschen so reizend macht.
— Hält er ein Röslein dann zwischen den Zähnen,
Die Arme erhoben, sich faul zu dehnen,
Und steht unterm Arm ein Büschel schwarz Haar:
... Kein Röslein duftet so wunderbar!

HADRIAN

IM GARTEN

Des Mondes Schein, wie Veilchenduft so süß
und wie Gewänder flinker Elfen leicht,
huscht auf den Beeten, und die Stille schleicht
sich leis durch unsrer Träume Paradies.

O komm und singe mir das alte Lied,
dem deine Stimme sondres Leben leibt.
Sacht drängt es mich aus aller Wirklichkeit,
wenn seine schlichte Weise durch die Nacht hinzieht.

Da öffnen sich geheime Tore weit
und lauter klingen die verborgenen Bronnen
und sprudeln hell in des Gemütes Schacht.
O komm! Nun ist der Seele Feierzeit.
Bring, Knabe, mir in dieser klaren Nacht
des Liedes und der Liebe heilige Wonnen!

PETER HAMECHER.



*) Aus: „Hadrian: Gedichte eines Heiden.“



HIRTEN ZWISCHEN DEN BERGEN
VON W. VON GLOEDEN

IN DIE ZUKUNFT!

E lisar von Kupffer hat als Einleitung zu seiner Sammlung „Lieblingminne“ einen Aufsatz geschrieben über die etisch-politische Bedeutung der Liebe des Mannes zum Manne. Es ist schwer, nach dieser ganz vorzüglichen Darstellung noch etwas wesentlich Neues zu sagen. Und dennoch sei mir gestattet, hier nochmals auf das Thema zurückzukommen und auch einige Punkte jenes Aufsatzes näher zu erörtern.

Wir befinden uns zweifellos in einer ausgesprochenen Übergangsperiode. Die ganze Kultur Westeuropas basiert auf dem Christentum. Aber diese Grundlage ist durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts arg erschüttert worden und hat im 19. durch die ungeheuren Fortschritte, die die Wissenschaft auf allen Gebieten in wahrhaft schwindelerregenden, sprungweisem Tempo gemacht hat, so viele Keulenschläge bekommen, daß sie sich kaum wieder erholen wird. Täuschen wir uns darüber nicht hinweg! Mögen die christlichen Kirchen noch so viele „Gottes-“Häuser bauen, in tausenden von Andachtsstunden den schwankenden Glauben durch suggestive Mittel zu stützen suchen und mit einem Aufwand von ungeheueren Geldmitteln jährlich ein paar Tausend Heidenseelen bekehren: diese äußerlichen Manifestationen können den inneren Abfall und Zerfall auf die Dauer nicht verdecken! Es tritt uns in der kolossalen Machtentfaltung speziell der katholischen Kirche ein ganz ähnliches Zeichen entgegen, wie es das letzte Aufflackern der römisch-politischen Weltanschauung charakterisierte. Auch da baute man wahnsinnig Tempel auf Tempel und erfand mit allem

Raffinement einer neurasthenischen Überkultur neue Formen der Anbetung und neue Götter. Und die Massen jubelten ihnen zu und fühlten nicht, wie der Sturmwind des Christentums schon grollte, der den schön geputzten, aber faulen und hohlen Bau überwältigen mußte. Heute wissen es die Vertreter des Christentums freilich, daß der Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich ist und sie rüsten sich darauf! Und so erleben wir das seltsam prächtige Schauspiel, daß der Anfang des XX. Jahrhunderts einen Höhepunkt priesterlicher Macht bezeichnet, wie er kaum vorher dagewesen, während man ein Jahrhundert vorher das Christentum beinahe für besiegt halten konnte. Krampfhaft vereinigt es alle Kräfte auf den letzten Kampf, und es könnte eine schöne Tragödie geben, wenn die moderne Welt nicht alles so nüchtern, so geschäftsmäßig betreiben würde. Auch die Veränderung von Weltanschauungen ganzer Völker. Überall gährt es. Von den leisen Zweifeln des Schuljungen, dem man erzählt, daß Gott in sieben Tagen die Welt geschaffen, bis zum bergeversetzenden Jubelruf Nietzsche-Zarathustras über den Tod Gottes ist nur ein Schritt. Und doch sind alle Schattierungen von Übergängen enthalten. Man zweifelt, man sucht sich noch einzureden, daß man glaubt, oder man ist sich selber gegenüber ehrlich und belügt nur die Andern. Und lügen lernt man ja so gut! Und eines Tages kommt Einer und prägt das Wort von der konventionellen Lüge. Und die Leute lesen es und finden es so wahr, daß sie sagen, es sei eigentlich gar nichts Neues. Aber dann zucken sie die Achseln und lügen weiter. Und die große Zahl derer, die auch Nietzsche recht geben, helfen im Lügen. Lügen muß Jeder. Alle empfinden instinkтив, daß das schwankende Gebäude der Gesellschaftsordnung auf Lügen gebaut ist und fürchten die Wahrheit mehr als die Pest und den Tod. Und doch gibt es so viele, welche die Wahrheit gern haben möchten und alle diese empfinden bewußt die Sehnsucht, die große Sehnsucht nach neuer Kultur.*)

Kultur: „Die Möglichkeit des Auslebens unserer Triebe und Kräfte.“ Kupffer.

Und wir müssen noch etwas mehr als die Andern lügen, wir, in denen die Elemente so gemischt wurden, daß unsere Augen vor allem die Schönheit unserer eigenen Geschlechtsgenossen erfassen, und daß uns der siedende Taumel unserer Sinne zeigt, wo wir die Ergänzung suchen, die urwundbare, mystische und tausendfach geheimnisvolle Liebe. Uns läßt man zuerst ein paar Jahre durch künstliches Verschweigen und durch Verunmöglichung einer offenen Aussprache im Dunkeln irren. Und wenn wir uns dann selber entdeckt und den Weg gefunden haben, so sehen wir mit Schaudern, daß er über jahrtausendalte versteinerte Vorurteile führt, die uns dräuend entgegenglotzen. Hilft nichts, wir müssen hindurch! *Aváyya*, der gezwungene Zwang! Und da wird sich eben jeder zu helfen suchen, wie er kann. Aber die Welt, die große Welt, in der man die überkommene Moral ängstlich beschützt, verwundert sich darüber, daß die Homosexuellen so exzentrisch, so bizarr, so charakterlos, so verlogen sind, wenn — nun wenn sie gelegentlich mal auf einen stoßen, der durch die jahrelange Schauspielerei seine moralischen Grundlagen noch etwas gründlicher zerrüttet hat, als seinen „normalen“ Mitmenschen, den diese Eigenschaften nicht verhindern, zu den exklusivsten „Stützen von Thron und Altar“ zu gehören.

Wir können ruhig zugeben, daß die homosexuelle Gesellschaft, wenigstens wie sie sich in Berlin darstellt, auf keinem höheren Kulturstandpunkt steht wie die andere, — eher umgekehrt. Das mystische Halbdunkel der Unbekanntheit, der Verborgenheit und des Verbotenen, mit der diese Gesellschaft einen Staat im Staate bildet, ist nicht geeignet, die besseren Eigenschaften der mehr oder weniger weiblich veranlagten Mitglieder zur Entfaltung zu bringen. Daher sind auch tatsächlich viele, denen man jene schlechten Eigenschaften nicht mit Unrecht nachsagt. Es sind eben Weiber und können wie die wirklichen hysterisch werden. Anderseits findet man unter den männlichen Prostituierten genau denselben Schmutz und dieselbe ethische Minderwertigkeit, die nach allen Angaben ihre weiblichen Kolleginnen auszeichnet.

Mit Unrecht dagegen verallgemeinert man diese Vorwürfe. Gerade die Edelsten, Vornehmsten und Männlichsten, die dem Eros huldigen, treten am wenigsten ans Tageslicht und werden am wenigsten beachtet. Aber für diese liegt in der ihnen aufgezwungenen Verborgenheit eine Schmähung und Kränkung, die oft genug die herrlichsten Anlagen nicht zur Entfaltung kommen läßt und zu verbitterter Abschließung von der menschlichen Gesellschaft führt. Und der Mensch braucht doch den Menschen so sehr!

So sehen wir, daß eine zahlreiche Menschenklasse durch die Vorurteile der Menge in eine wahrhaft jammervolle Lage geraten ist, aus der sich durch eigene Kraft nur wenige zu erheben vermögen. Die meisten werden ja gar nicht empfinden, wie beschämend ihre fortwährende Heuchelei ist. Man ist abgestumpft, man geht leichtsinnig darüber hinweg und sucht in rasendem Sinnentaumel, in immer neuen Raffinementen des Genusses Vergessen. Und es ist ja in den großen, in den ganz großen Städten so leicht, sich das zu verschaffen. Man geht auf die Friedrichstraße und holt sich einen Jungen. Nichts Einfacheres! Und die Geschichte wiederholt sich und die Leute werden allmählich unfähig zu großer schöner Liebe! Aber wenn seine Trunkenheiten mal einen mitreißen und sein Mund überfließt von Dem, wessen das Herz voll ist, dann schreit die ganze ehrenwerte Gesellschaft der Zionswächter Zeter und Mordio und alle Gutgesinnten exkommunizieren den Unvorsichtigen wie einen räudigen Hund. Die Strengeren rufen nach dem Zuchthaus und der Prügelstrafe, die Mildern schütteln den Kopf und meinen, wenn einer schon so sei, so solle er doch wenigstens schweigen und kein öffentliches Ärgernis erregen! Und dann sprechen sie ein paar interessante Worte über Sexualpsychopathologie und Dekadenz und nachher — Schweigen. Hinterher aber hinkt der Staatsanwalt und holt irgend einen mumifizierten Paragraphen hervor, um den alzu Verwegenen, der dem Gott in seinem Busen noch Lobgesänge und Opfer weiht, anstatt ihn zu verleugnen, mit der Macht der Gesetze mores zu lehren. Wahrlich, es ist ein giftiger

Sumpf, in den man uns hineingedrängt hat. Wir müssen hinaus, koste es was es wolle!

Benutzen wir die Gelegenheit. Alles drängt nach neuer Kultur. Da müssen auch wir unsere Stimme erheben und unsere Kräfte dafür einsetzen, daß Das, was wird, schöner und höher wird als das Bisherige. Wir müssen Denjenigen, die überhaupt sehen gelernt haben, durch unser eigenes Leben beweisen, daß diese verpönte Liebe, der Eli-sar von Kupffer den schönen Namen Lieblingminne gab, tatsächlich eine stille starke Quelle der Kraft darstellt und daß es eine Sünde wider den heiligen Geist der Schöpfung ist, wenn man versucht, diese Quelle zu verstopfen oder zu vergiften. Lassen wir sie sprießen und zum mächtigen Strom werden, jeder von uns in seinem Gebiet, und dann sollen die Feinde sehen, wie dieser Strom seine Ufer befriuchtet!

Aber sehen lernen müssen die Leute zuerst! Sie müssen wissen, um was es sich handelt. Da war nun freilich das Buch von Kupffer eine ethische Kulturtat. Aber es ist nicht aller Leute Sache, eine literarische Sammlung durchzuarbeiten, und dann gibt es — so unglaublich dies scheinen mag — noch genug solche, die nach der Lektüre ganz einfach erklären: Ja, wenn es so ist, so sind diese großen Männer alle pathologisch zu werten, überall Entartung! Und gelegentlich kommt einer, der auf Lombroso schwört und findet hier ein bequemes Material zur Begründung der Hypothese vom Zusammenhang von Genie und Wahnsinn. Alle diese werden erst dann glauben, daß wir gesund sind, wenn sie entweder uns selber beobachten können, oder wenn die Wissenschaft sie darauf hinweist. Daher sollten wir die Hilfe, die diese uns in jüngster Zeit leistet, dankbar annehmen. In diesem Punkte stimme ich mit v. Kupffer nicht überein. Auch ich bin kein Freund dieser sezierenden Untersuchungen und des pathologischen Getues, wie es leider hie und da die Folge war, vielleicht auch die Voraussetzung dieser merkwürdigen spätgeborenen Wissenschaft von der „psychopathia sexualis“. Aber tatsächlich wirken die Schriften von Krafft-Ebing, Moll und Hirschfeld in wei-

ten Kreisen ungemein belehrend und aufklärend. Vor allem geben sie die in den Augen der Gesetzgeber notwendigen „wissenschaftlichen Voraussetzungen“ zur Abänderung der Strafgesetzgebung. Schon sind, wenigstens in den Großstädten, fast alle Gebildeten überzeugt, daß hier eine Änderung eintreten muß, während vor 20 Jahren noch dergleiche Anträge einfach verhöhnt worden wären. Wenn diese Männer und mit ihnen noch möglichst viele andere, deren wissenschaftlicher Ruf unantastbar erscheint, nicht aufhören, ihr *ceterum censeo paragraphum esse tollendum* zu verkünden, so wird nach ein paar Lustren unsere heutige Gesetzgebung völlig mittelalterlich erscheinen. Und darüber sind wir uns doch wohl alle einig, daß der erste äußerliche Erfolg, den wir erzielen, die Beseitigung dieser unglückseligen Paragraphen sein muß, die sich in die Gesetze fast aller Staaten eingeschlichen haben. — Daß Das aber nicht genügt, hat auch Elisar von Kupffer betont mit dem Hinweis auf die Verhältnisse in Frankreich und Italien. Aber die Aufhebung dieser Gesetze ist der notwendige Ausgangspunkt für alle weitere Entwicklung. Sie wird nicht ohne heftigen Kampf ablaufen, gewiß. Desto besser! Denn Das gibt uns die Möglichkeit, zu kämpfen mit einem Ziel vor Augen und wird uns die Mitarbeit aller Aufgeklärten sichern. Dieser Kampf wird dann die öffentliche Meinung zwingen, sich mit uns zu beschäftigen. Und wenn der Paragraph fällt, was über kurz oder lang geschehen muß, so wird das in den Augen der Vielen einen um so größeren Erfolg für uns bedeuten, je länger und verzweifelter wir darum ringen müßten. Und dieser Erfolg wird ihnen gleichbedeutend sein mit der Anerkennung der Berechtigung der Lieblingminne. Dieser Kampf muß daher mit aller Kraft geführt werden und alle Bundesgenossen sollen uns willkommen sein, die an unsere Seite treten wollen.

Wenn wir aber dieses Ziel erst erreicht haben, o dann, hinauf! hinauf! Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! Ungeahnte, unermeßliche Kulturperspektiven eröffnen sich uns und wir sehen schon die lichte sonnige Kultur Alt-Hellas

sich erneuern. Aber damit nicht einmal wollen wir uns begnügen. Unsere Kultur soll noch höher und herrlicher werden.

Wenn dann endlich die Berechtigung unserer Liebe zugegeben wird, dann müssen wir vor allem ans Tageslicht treten und durch Taten beweisen, daß wir nicht bloße Duldung verdienen, sondern daß die Lieblingminne an ethischer Bedeutung, an Kraft und Schönheit der bisher einzige berechtigten Frauenminne gleich steht. Dann werden wir es auch erreichen, daß wir öffentlich um Gegenliebe und um Freundschaft werben dürfen und die Väter werden nicht mehr kurzsichtig ihre Söhne vor dem Umgang mit Freunden warnen und zurückhalten. Sie werden sich im Gegenteil freuen, wenn ein tüchtiger Mann um die Gunst ihrer Söhne wirbt und ein tüchtiger Jüngling wird im Anschluß an seinen Liebhaber Manches finden, was ihm für das ganze Leben von wertvoller Bedeutung wird und was ihm die Schule und oft auch das Elternhaus nicht zu bieten vermögen. Man hat nun die Möglichkeit solcher Verhältnisse in der Gegenwart bezweifelt, ja, direkt verneint. Vor allem Karl Jentsch (vergl. Jahrb. f. sex. Zwischenst. II. 381 ff) dessen Aufsatz ich allerdings nicht zu Gesicht bekam. Jentsch weist darauf hin, daß in der modernen Welt das Jünglingsalter überhaupt ausfalle. Ich halte diese Ansicht für nicht so allgemein richtig. Die Jugend, die unsere immer zahlreicherden Sportplätze bevölkert, ist doch ein gewiß erfreuliches Zeichen, daß Jentsch nicht ganz recht hat und wir haben ja auf diesem Gebiet erst einen kleinen Anfang gemacht. Außerdem wird die Liebe, die zwei erwachsene Homosexuelle verbindet, von diesem Einwand von vornherein nicht betroffen. Numa Praetorius weist mit Recht darauf hin, daß die Homosexuellen, welche erwachsene Männer lieben, ebenso zahlreich sind, wie diejenigen, deren Trieb sich auf Jünglinge richtet. All das hat mit der Ästhetik nur sehr wenig zu tun und beruht nur auf psychologischen Gründen. Solche Verhältnisse zwischen erwachsenen Männern sind heute ja schon möglich und auch verhältnismäßig zahlreich;

aber sie würden durch die öffentliche Anerkennung an sittlicher Vertiefung nur gewinnen können.

Es ist allerdings kein Zufall, daß die meisten Hellenen in der Liebe sich vor allem zu jugendlichen Vertretern ihres eigenen Geschlechts hingezogen fühlten. Das Gegenteil kam ja wohl auch vor, aber die Zahl dieser in ihrem Geschlechtstrieb völlig „invertierten“ Personen war im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nur gering, gerade wie heute. Daher richtete sich die Aufmerksamkeit auch nicht so sehr darauf. Die außerordentliche Verbreitung der sokratischen Liebe in Hellas können wir nur durch die Lehre von der Bisexualität erklären und dadurch löst sich jenes scheinbare Rätsel von selbst. Dr. Hirschfeld hat gezeigt, daß es sich bei der angeborenen „konträren Geschlechtsempfindung“ um Zwischenstufen handelt, um Übergangsformen vom Vollmann zum Vollweib. Dabei kommen nun alle Schattierungen vor, und als Übergang von der Normalität zur Homosexualität entdeckte man den psychosexuellen Hermaphrodismus, die Bisexualität. Die Geschichte des Altertums lehrt uns, daß zahllose hervorragende Männer Gefallen fanden an den reifen Formen des Weibes und dann wieder an der blühenden Schönheit von Jünglingen, und wir können schlechtedings nicht annehmen, daß sie alle das aus Lasterhaftigkeit, Genußsucht, Übersättigung taten oder weil es allgemein Sitte war. Dichter wie Anakreon und Horaz besingen ihre Geliebten aus beiden Geschlechtern mit derselben Inbrunst. In denjenigen griechischen Staaten, wo die sokratische Liebe sich besonderer Anerkennung erfreute oder sogar staatlich geschützt und geregelt wurde, wie in Athen und Kreta, erscheint die ganze Kultur, soweit sie überhaupt mit dem Geschlechtsleben irgendwie zusammenhängt, als auf bisexueller Basis beruhend. Der homosexuelle Teil des Geschlechtstriebes der Bisexualen richtete sich vor allem auf jugendliche Individuen, die dem weiblichen Typus einigermaßen verwandt waren, und die ganze griechische Kulturgeschichte ist der sprechendste Beweis, zu welch herrlicher, sittlicher Höhe dieser Trieb gefördert werden kann.

Die Gegner der Aufhebung des § 175 haben ihren Standpunkt auch schon mit dem Hinweis darauf begründet, daß nach der Aufhebung die Zahl der Homosexuellen sich vermehren würde. So ganz unrecht haben sie nicht. Freilich die Aufhebung an und für sich würde an der Lage nicht viel ändern. Wenn aber mal die „öffentliche Meinung“ unsere Liebe als gleichberechtigt anerkennt, wenn dann eine neue werdende Kultur die Grundlage ästhetischen Empfindens wieder hergestellt hat, wenn vielleicht auch eine so dringend notwendige Umgestaltung unserer männlichen Kleidung die herrlichen Linien und Verhältnisse wohlgeformter Körper wieder erkennen lassen wird, dann werden sich freilich Tausende auf sich selbst besinnen und werden auch ihren homosexuellen Trieb zur Entfaltung bringen, der neben dem „normalen“ in ihnen schließt und den unsere Gegenwartskultur mit hunderttausendfacher Suggestion unterdrückt und vernichtet. Aber eine Bisexualität auf solcher Grundlage scheint uns keine Gefahr. Wenn so die Möglichkeit des Auslebens aller unserer Anlagen geboten wird, so muß die Kulturstufe sich erhöhen und dann wird sich auch eine edle Form für Alles finden. Unsere Sportplätze werden eine ähnliche Rolle spielen wie die Gymnasien von Athen. Und dann werden wir der Jugend das verlorene Jünglingsalter zurückerobern!

Wie man in solchen Bestrebungen eine Gefährdung der Gesellschaft erblicken kann, ist unbegreiflich. Man verschanzt sich in der Regel zuletzt hinter die Befürchtung, ein eventueller „geschlechtlicher Verkehr“ könnte den Jungen schaden an Leib und Seele. Nun ist aber erstens dieser „Verkehr“ doch nicht die Hauptsache und viele werden auch in Zukunft ganz gut ohne ihn das Leben aushalten. Anderseits ist doch gewiß die einsame Onanie, die allermindestens von vier Fünftelen unserer Jugend betrieben wird, was nur eine lächerliche Heuchelei und Prüderie zu bestreiten wagt, für die Tugend und für die Gesundheit weit schädlicher. Auf irgend eine Weise befriedigen die Jungen ihre

Trieb ja doch, sei es durch die Masturbation, diese „traurige Fratze“ der normalen Befriedigung, sei es mit Hilfe der Prostitution, wo sie die Keime zur Entartung ihrer ganzen Familie holen, um von der moralischen Schädigung ganz abzusehen.

Andere haben befürchtet, die Frauen könnten wieder in eine ähnlich erniedrigende Stellung geraten wie in Griechenland. Ich halte diese Gefahr für sehr gering. Die Weiber wehren sich jetzt schon selber. Elisar von Kupffer hat ganz recht, wenn er von der Notwendigkeit einer Emanzipation der Männer spricht und unsere Bestrebungen mit der bekannten Frauenbewegung vergleicht. Wie weit die Frauen ihre Forderungen durchsetzen werden, weiß man ja nicht, jedenfalls gerade so weit, wie sie es verdienen. Und wenn dann ihr Geschlecht dem männlichen in größerer Selbständigkeit gegenübersteht, so bedeutet das noch lange nicht den Kampf der beiden Parteien. Die Frauen können nur gewinnen, wenn der Mann aufhört, sie als ausschließliches Objekt der Kurmacherei zu betrachten. Die Beziehungen der beiden Geschlechter werden freier sein auf beiden Seiten, dafür vornehmer und glücklicher.

Man mag das alles für Utopieen halten. Aber wir sehen, daß etwas Neues sich gestalten muß und da dürfen wir wohl das wogende Chaos uns entwickelt vorstellen. Wahrlich, trotz aller Schwierigkeiten ist es eine herrliche Zeit zu leben! Wir dürfen kämpfen in der Überzeugung, daß wir die Grundlagen schaffen zu neuer Kultur.

Und so blicken wir getrost in die Zukunft.

GOTAMO



ENTGEGNUNG

Ihr, die Ihr Euch meist
Voll Gottesfurcht preist,
Solltet mit nichten
Über uns richten!
Gott selbst hats gewollt,
Wies kommen gesollt.
Glaubt Ihr, wir würden
Leid uns aufbürden? —
Kennt Ihr unsre Pein?
Stets einsam, allein
Mit den Gedanken
Durchs Leben wanken,
Von Liebe entflamm't —
Zur Lüge verdammt,
Um nie zu finden
Ein treu Verbinden. —
Verhöhnt und verhetzt
Und dann noch — zuletzt —
Durch Eure Hände
Ein ehrlos Ende! —

PAUL R. LEHNHARD.





AN NARISSOS

— den neuen Werther —

O, Narkissos, nicht von Angesicht sah ich Dich je,
Doch innigst verwandt ist meine Seele der Deinen.
Du starbst, — sich Narkissos — ich weine um Dich.

An Deinem Grabe meißelt der holdeste Knabe
Mit feiner Hand in den Marmor die Schrift:
„Hier ruht Narkissos, der an Schönheit starb.“



BUCHER UND MENSCHEN

HOMOSEXUALITÄT UND RASSENKUNDE

Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen. Herausgeber Dr. Hirschfeld in Charlottenburg. Verlag: Max Spohr in Leipzig. IV. Jahrgang. Preis 16 M., geb. 17.50 M.

An Inhalt und Ausstattung steht der neue Band seinen Vorgängern nicht nach, an Umfang aber übertrifft er sie. Ob das gerade für die Verbreitung des Werkes sehr von Nutzen ist, bezweile ich. Mögen die Beiträge noch so interessant und so vorzüglich an wissenschaftlichem und literarischem Werte sein: man schrickt unwillkürlich wie vor einem dicken Bibelbuch zurück, wenn einem nicht vor allem der Preis zu teuer ist. Der guten Sache wegen wäre es dem Verlage jedenfalls anzuraten, in Zukunft alles nicht rein Wissenschaftliche auszuscheiden, oder die Arbeit eines ganzen Jahres zu teilen und zwei Bände statt einen herauszugeben.

Aus dem reichen Inhalt seien hier nur hervorgehoben: eine umfassende Arbeit des Hofrats von Neugebauer-Warschau über Scheinzwitterum mit zahlreichen äußerst interessanten Illustrationen, dann die Arbeiten von Dr. A. Fuchs-Wien über Heilbestrebungen auf dem Gebiete sexueller Anomalien und von Dr. G. Merzbach-Berlin über Homosexualität und Beruf; dieser Forscher verhält sich gegenüber der Frage der „Heilung“ homosexueller Veranlagung mit Recht sehr pessimistisch, warnt vor dem Heiraten Homosexueller und rät zur Ergreifung von der homosexuellen Veranlagung entsprechenden Berufsarten und offenem, mutigen Bekennen der homosexuellen Veranlagung. Sehr bedeutend für einen großen Teil unseres Volkes wird der ausführliche Nachweis eines katho-

lischen Geistlichen sein, daß die Bibel vom Homosexuellen keine andere Enthaltsamkeit als von dem Heterosexuellen vor der Ehe verlange und daß es darum unberechtigt ist, immer wieder auf Grund des Alten oder Neuen Testamentes den Homosexuellen als solchen schon für einen verlorenen ehrlosen „Sünder“ zu halten. Weitere Artikel bringen bemerkenswertes über die Homosexualität bei den alten Skandinavieren und in Japan. Dr. phil. Katte untersucht, etwas einseitig theistisch, den „Daseinszweck der Homosexuellen“, während Prof. Karsch-Berlin eine sehr eingehende Arbeit über die Homosexualität des Reformators Theodor Bezak, des Historikers Joh. v. Müller und des Romanschriftstellers Freiherrn von Sternberg bringt; besonders die vielen Auszüge aus des letzteren, heute ziemlich vergessenen schönheitstrunkenen Werken sind anziehend und lassen uns ahnen, ein wie weites und reichen Gebiet auch dem heutigen Dichter noch zur Bearbeitung offensteht, wenn er es nur versteht, statt der heute von der Modeliteratur fast ausschließlich behandelten heterosexuellen Liebe die reichen Schätze des homosexuellen Liebesproblems künstlerisch zu heben! Dr. von Römer-Amsterdam hat schließlich noch einen wertvollen historischen Beitrag über „Heinrich III. — die Herrschaft der Magnons“ geschrieben, dem sich die sehr ausführliche Bibliographie anschließt, aus der die gründliche und erschöpfende Widerlegung des ziemlich unwissenschaftlichen Wachenfeldschen Buches „Homosexualität und Strafgesetz“ als besondere Glanzleistung hervortritt. Den Schluß des Bandes bildet neben einem Aufruf für Meerscheidt-Hülessen der Jahresbericht, der u. a. ein Telegramm Björnsons enthält, wonach sich dieser gewaltige Geist für die Bestrebungen des Komitees erklärt. Hoffen wir, daß auch dieser Band eine

recht weite Verbreitung finde und neue Lichtstrahlen in die Finsternisse der vorurteilsvollen Mitwelt werfe.

DR. O. KIEFER.

HOMOSEXUALITÄT UND MALTHUSIANISMUS ☺☺

In München ist eine „Freundlings“-Liga gegründet worden zum Kampf gegen den § 175 und, wie es scheint, zur „Freundschaftskultur“, eine Vereinigung, die jedoch mit dem „Wissenschaftlich-Humanitären Komitee“ zu Charlottenburg und Leipzig in keinerlei Verbindung steht. Das Einzig-Rühmendste dieser Liga ist die Tatsache: daß von ihr das Material ausging, mit dem der „Vorwärts“ mit einem Schlag das ganze Volk und die ganze gebildete Welt zum Denken über die Notwendigkeit dieses Kampfes aufgeruttelt hat und das durch die Folgen der Veröffentlichung geradezu klassisch wurde.* Man hat mir aber auch ein paar Nummern des publizistischen Organs dieser Vereinigung gesandt. Ich weiß nicht mehr, ob es auch „der Freundling“ heißt, welches Wort ich für eine dumme ärgerliche Neubildung halte; zumal wir die Bezeichnung Urning haben, und der „Liebling“, den ich gerne akzeptiere, immer mehr in Gebrauch kommt. Jedenfalls kann ich mich furs erste nicht für das neue Blatt und seine Anschauungen erwärmen, und ich hoffe, daß Fleischmann Wort hält und das Blatt mit Erscheinen des Eigenen wieder vom Schauplatz tritt.

In einem kurzen Artikel wird jedoch die Homosexualität für ein kluges Vorbeugungsmittel der Natur gegen Übervölkerung erklärt.

Ehe ich weiter gehe, möchte ich meine eigene Anschauung festlegen.

Einige Autoren, auch Kraft-Ebing, glauben die Entstehung derjenigen Abweichung von der gewöhnlichen Geschlechtsnorm, die wir Homosexualität nennen, auf gewisse unerklärliche Beeinflussungen des noch bisexuellen Embryos zurückzuführen zu müssen. Durch diese

Einflüsse soll die Entwicklung der sexuellen Seite des Geschlechtslebens sich heterogen der Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale vollziehen.

Ich kann mich mit dieser Anschauung nicht befrieden. Auch bekenne ich rückhaltlos, daß meine naturwissenschaftliche Bildung auf zu schwachen Fundamenten beruht, als daß ich Entscheidendes in dieser Hinsicht vorbringen könnte.

Indes habe ich versucht, mich in meiner Art mit dem Thema auseinanderzusetzen. Schopenhauer ist mein Pfadfinder gewesen. Wie er annimmt, kommt Päderastie (er braucht noch diesen heute verlasterten Ausdruck) nur bei solchen Leuten vor, bei denen die Zeugungskraft noch nicht ausgebildet ist, also bei Jünglingen an der Grenze der Pubertät, oder wo sie schon erlosch, also bei Greisen. Das wäre in einem Zustand unentwickelter oder erschöpfter Geschlechtsreife: Paradoxe in Verbindung mit Parästhesie des Triebes.

Es gibt nun aber doch Homosexuelle in allen Lebensaltern und Gesellschaftsschichten, wenn auch vielleicht vorwiegend in solchen Schichten, deren Lebensfähigkeit durch übermäßigen Kräfteverbrauch früherer Generationen vermindert ist. Jedenfalls habe ich gefunden, daß der eigentliche brutale Wollust-Trieb bei konträr-sexuellen Individuen weniger vehement und zwingend wirkt wie bei gesunden Männern, und daß er, wo er übermäßig begehrlich erscheint, durch neuropathische Belastung beeinflußt ist.

Das ganze Liebesempfinden des Urnings ist abgeblätzt und hat etwas schwärmerisches, impotentes und feminines.

Man kann beobachten, daß ein durchaus stark und männlich empfindender Künstler mehr impulsiv schafft. Sein Empfinden ist so mächtig, daß es gewaltsam hervordrängt, sich befreit und sich seine eigne natürlich zugehörende Form schafft, wie das Volkslied. Je schwächer das Empfinden wird, um so weniger zwingend wirkt die Form, und bei den eigentlichen Formlyrikern, wie Platen, Schack, Meyer, Loris, Rilke etc., kann

* Ehrensache jedes Wahrheitsfreundes ist es: Zeugen- und Zeitungs-Material zum Falle Krupp zu sammeln und unter genauer Angabe der Namen, Adressen und sonstigen Daten eingeschrieben an mich einzusenden.

ADOLF BRAND.

man eine große Weichheit des ganzen Fühlens beobachten. Besonders ist dies bei homosexuellen Dichtern der Fall. Diese Leute haben ein bedeutendes Kunstgefühl und eine grobe Gabe des Hineinempfindens, wie auch die Frauen, von denen Dehmel einmal sagte, daß sie infolge ihrer hingebenden Eigenschaften sich vorzüglich zu Übersetzern eigneten. Ich füge hinzu, daß viele bedeutende Kunstvermittler homosexuell waren.

Man wird mich verstehen. — — —

Ich glaube, daß der Homosexuelle das Produkt eines erschöpften Zeugungswillens ist, sei diese Erschöpfung bei den Eltern eine vorübergehende oder sei sie durch Ausschweilung oder Ermüdung bedingt. Und in dieser Ansicht bestärkt mich noch die Beobachtung, daß es Personen gibt, die, infolge eines erschöpften Triebes bei Weibern impotent, zum gleichgeschlechtlichen Verkehr gelangen.

Man könnte hieraus ein Naturgesetz ableiten und würde damit nur einem ordnenden Bedürfnis unserer Natur folgen.

Etwas anderes ist es aber, der Natur Absichten und Ziele im menschlichen Sinne unterzuschreiben. Gesetze können wir aus allem Geschehenen herauslesen. Aber zielbewußtes Handeln kommt nur einem denkenden, überlegenden Wesen zu.

Diejenigen aber, welche behaupten, daß die Umkehr des normalen Geschlechtstriebs eine Vorbeugung gegen Übervölkerung sei, tragen ein Zweckprinzip in die Naturscheinungen hinein.

Auch arbeiten diese Leute mit einem veralteten Wirtschaftsprinzip, einem von der Wirklichkeit längst ad absurdum geführten Gespenst, einem Überbleibsel einer verlossenen Wirtschaftsordnung. Ich meine die Populationstheorie des Malthus.

Zwar scheint die Malthus'sche Ansicht viel zu tief eingewurzelt zu sein, als daß man hoffen dürfte, daß die Soziologen ihr endlich die gebührende Stellung anwiesen. Enrico Ferri sogar glaubt noch an dieselbe und meint, daß mit praktischer Durchführung dieser Lehre die meisten Kindermorde und Fruchtabtrübung verschwinden würden. Wenn auch manche Personen derartige Verbrechen begehen, weil sie fürchten, die kleinen Wesen nicht durchs Leben bringen zu können, so nehme ich doch an, daß der größte Prozentsatz aus

Furcht vor dem Urteil der Welt, aus falschem Ehrbegriff handelt. Brentano hat diese Tragödie in seiner Geschichte vom schönen Annerl dargestellt und bewiesen, daß ein Dichter noch immer ein schärfster Psycholog ist als ein Kriminalist aus Lombrosos Schule.

Franz Oppenheimer hat sich in einer bei John Edelheim-Berlin erschienenen Schrift mit dem Prinzip, daß die Bevölkerung, die in geometrischer Reihe vorauscheire, stets die Tendenz habe, sich über die, nur in arithmetischer Reihe wachsenden Unterhaltungsmittel hinaus zu vermehren, was Malthus für eine immanente Kategorie hält, während ihm nur die Bedeutung einer historischen Zukunft, sehr ausführlich und eindringlich beschäftigt.

Ich möchte dieses Werk den Herren, welche die hier gerügte Theorie vertreten, empfehlen, um sie von dem Grotesken ihrer Behauptungen zu überzeugen. Je dichter doch die Bevölkerung und je intensiver und beschleuniger Produktion- und Umsatzmöglichkeit, um so weniger sind Übervölkerung und Hungersnot zu befürchten, während gerade in Ländern mit dünner Bevölkerungsziffer und mangelhaften Beförderungs- und Austauschmitteln die Gefahr einer Vereindung weit größer ist. Und in einem Lande, wo man mit kapitalistischem Ausbeutungssystem und Latifundienbesitz gänzlich aufräumen wollte, würden derartige Gefahren überhaupt nur noch chimärisch sein. — — —

Ich möchte aber auch noch auf einen Vorwurf eingehen, den man der homosexuellen Propaganda-Literatur gemacht hat. Vorsätzlich sind mir zwei Stimmen in der Erinnerung: Max Bruns in der Vorrede zum 2. Bande seiner Baudelaire-Ubersetzung, auf welche ich ausführlicher zurückkomme, und ein Herr Witry im Literar. Echo. Es wird uns dort vorgeworfen, daß wir mit bedeutenden Männern, die zufällig homosexuell gewesen, brillieren wollen. Es mag wohl Leute geben, die sich für etwas Besonderes halten, weil einige Größen ebenso in sexueller Beziehung empfanden; wie es auch Philister gibt, die in mancher Äußerung Goethes eine Bestätigung ihrer kläglichen Existenz finden. Wir wissen recht genau, daß die Sexualität Michel Angelos sehr wenig mit seinem Genie zu tun hat. Aber man soll

doch nicht vergessen, daß wir einen Kampf zu führen haben gegen eine Menge erstarrender Hirne, die nur noch durch ganz gewaltige Autoritäten aus ihrer Lethargie aufzuwecken sind, und daß im Kampfe jedes Mittel recht ist. Daß unsre Taktik falsch gedeutet wird, ist nicht unsre Schuld. Einen Grund für diese Taktik mag man aber darin erblicken, daß das Leben bedeutender Leute, die auf einen bevorzugten, weithin sichtbaren Platz gestellt sind, eindringlicher, bekannter und lehrreicher wirkt, als das irgend welcher obskurer Herren.

Unsere Schriftsteller möchte ich noch ermahnen, mit äußerster Vorsicht vorzugehen. Am besten ist es, sich einer Zentralleitung zu unterstellen und mit Rücksicht auf die Bedeutung des uns einmal aufgezwungenen Kampfes alle persönlichen Absichten beiseite zu stellen. Die strenge Organisation und das feste Gefüge des römischen Katholizismus ist ein gutes Vorbild; denn nur dem festen Ineinandergreifen aller Teile verdankt dieser wunderbare Bau seinen beinahe unerschütterlichen Bestand.

PAUL VOIS.

LYRIK

Marie Madeleine: Auf Kypros.
Berlin. Vita, Deutsches Verlagshaus.

Verzeiht Marie, wenn ich dem Klang der
Saiten

Aus Eurer Leier nicht so feurig lausch;
Ich kann Sie doch nicht Tag und Nacht
begleiten

Durch einen heißen Fünfsekundenrausch!
Marie! Auf Kypros habt Ihr so gesprochen:
Messieurs, mesdames, die Lieb ist ne
Tintkur,

Gemischt aus Liebesnächten, Flitterwochen,
Und einem kleinen Tröpfchen Galle nur!

FELIX FALK.

NOVELLE

**Narkissos: Der neue Werther,
Eine hellenische Passions-**

*) Dr. Kiefer scheint die Novelle für eine Dichtung zu halten. Ich kann hier demgegenüber mitteilen, daß das Tagebuch eine wahre Lebensgeschichte ist, deren tragisches Ende erst vor kurzem sich ereignet hat — — — ADOLF BRAND.

4/4

„Heilen“-wollen eine Lebenslüge war! — Die Sprache des Werkchens ist leselnd, stellenweise von hohem poetischen Schwung und reich an Gedanken und eigenen Beobachtungen. Möge es nicht so unbeachtet bleiben, wie sonst Derartiges, selbst wenn es, wie der einzige „Rubi“, ein Meisterwerk ist.

Dr. O. KIEFER.

ROMAN

Peter Hille: Semiramis. Verlag
Carl Messer & Co., Berlin. Preis 1 M.

Peter Hille war uns bisher unbekannt — seinen Werken nach. Ich hatte lediglich von ihm reden hören als einem Dichter von außergewöhnlicher Gestaltungskraft und Können. Die Lektüre dieses Romans bestätigte dies. Hille

ist ein Schaffender, ein Former; seine Gestalten erscheinen bei der bis ins kleinste Detail gehenden Genauigkeit, mit welcher er Charaktere zeichnet, zu neuem Leben. Seine Personen sind keine bloße Scheinfiguren, die handeln, wie es der Verfasser vorschreibt, sie sind Gestalten von Fleisch und Blut, die unter dem zwingenden Einfluß ihres Charakters agieren. So entrollt er uns im vorliegenden Werk das Seelenleben der assyrischen Königin Semiramis. Sein ungewöhnliches Talent ermöglicht es ihm, daß uns an diesem Weib nichts mehr rätselhaft erscheint. Wir begreifen ihre Herrschaftsucht, ihren unbeugsamen Stolz, ihre brünnstige Sinnlichkeit. Vor uns steht Semiramis als Weib mit rein menschlichen Vorzügen und Schwächen. Dies kann natürlich nur einem echten Dichter gelingen.

MATTHIAS BLANK.

UNTERM STRICH

Alle Leser, die an männlicher Kraft und Schönheit ihre Freude haben, bitte ich, mitzuwirken und mitzuhelpfen, daß DER EIGENE ein internationaler Turnierplatz Aller werde, denen die Ehre und Freiheit unserer Liebe gilt! Jeder ist mir bei diesem Kampfe als Mitarbeiter willkommen, der bereit ist, den Eigenen und sein Vorhaben furchtlos mit Rat und Tat zu unterstützen und freudig das große Werk heiliger Selbstachtung zu fördern, das in der Bewegung um die Abschaffung des § 175 des Strafgesetzbuches seinen mächtigsten Grundstein findet. ☺ ☺

DER EIGENE wird jeden Wunsch berücksichtigen, der diesem Zwecke dient, sofern er für die künstlerische und literarische Ausgestaltung der Zeitschrift wert-

volle ist. Alles was mir zugeht: die Berichte aus unserer Bewegung — Aufsätze, Gedichte, Novellen und Skizzen — Zeichnungen, Aquarelle und Photographien — Mitteilungen über Werke der Kunst und Literatur, deren Wiedergabe oder Besprechung im Eigenen wichtig wäre — Zeitungsartikel und Rezensionen: Alles wird dankbare Aufnahme und gewissenhafte Prüfung bei mir finden! — Arbeitet Jeder fröhlich mit an seiner Statt! Halte sich Niemand für zu gut, unsern Fühllein dauernd immer neues Volk zu werben — dann wird DER EIGENE alle Hoffnung gern erfüllen, die man auf ihn setzt! ☺ ☺

ADOLF BRAND, Charlottenburg,
Knesebeckstraße 27.

Die X. Halbjahrskonferenz des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees ist auf den 11. Januar 1903, nachmittags um 3 Uhr anberaumt. Die Versammlung findet in Berlin, im Hotel Prinz Albrecht statt. Eintrittskarten sind nur bei dem Vorsitzenden des Komitees: Herrn Dr. med. Magnus Hirschfeld, Charlottenburg, Berlinerstr 104, zu haben.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Brand, Charlottenburg, Knesebeckstr. 27, für den Verlag: Max Spohr, Leipzig; für den Druck: O. Reichardt, Groitzsch I. S.